D.Lit.
1731
Rara

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Porto der Manuscripte 6 Sgr
Einband 6 "
Summa 12 "

Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Siamesen und der weisse Elephant.

Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

Ph. Jac. Beumer.

Neue Folge.

VII. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Charakter der Einwohner von Kordofan	1
Jagd-Abenteuer	7
Der Meister und das Kind	18
Wie ein Tagelöhner den Sonntag zu Ehren bringt	21
Die Siamesen und der weiße Elephant	23
Bleibe bei deinem Stande	25
Viel und Wenig	26
Einerlei Speise und dreierlei Geschmack	27
Thätigkeit	28
Die Schutzengel	28
Das Gebet des kranken Knaben	31
Ferdinand von Braunschweig	34
Prinz Heinrich von Preußen, einer der vorzüglichsten Feldherren Friedrich's des Großen	34
Max von Schenkendorf's Heimgang	37
Der Brudermörder	39
Pet. Paul Rubens, einer der größten Maler	43
Randzeichnungen zu dem Bilde Friedrich Wilhelm III.	48
Dampfboot-Rennen	53
Der Scheideweg	58
Zwei Dichter	61
Wie der König einmal eine Dichterin abfertigte	62

Mit Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Bagel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rara
D. Lit. 1731.
2
5

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

10. 1528

Charakter der Einwohner von Kordofan.

Kordofan ist eine der südlichsten Provinzen von Egypten und erstreckt sich von Haraza im Norden bis Kodero und dem Nubagebirge im Süden. Pallme hat in seiner Beschreibung von Kordofan sehr interessante Schilderungen über den Charakter der Bewohner geliefert, wovon wir hier dem aufmerksamen Leser einen kleinen Auszug mittheilen.

„Man findet nicht leicht ein Land, in welchem die Einwohner so verschiedene und gegen einander abstechende Charaktere haben, als in Kordofan, denn öfters, wenn man nur eine halbe Tagereise weit von einer Gegend zur andern gelangt, so geräth man in Versuchung, zu glauben, daß es schon ein anderes Land sei mit ganz anderer Regierung und Religion. Nur ein kleiner Unterschied in der Race der Einwohner, und der Charakter ist schon ganz anders. Man findet aber eigentlich drei von einander scharf getrennte Racen, nämlich die eigentlichen Neger als Ureinwohner, dann die Araber oder freien Leute und endlich die aus Dongola Eingewanderten.

Die Neger, welche sich mit Ausnahme vieler Sklaven zum Islam bekennen und über das ganze Land vertheilt angetroffen werden, treiben vorzüglich Ackerbau, weshalb sie auch weniger Bedürfnisse haben und kennen, als die, welche Handel treiben und durch Reisen auf manche Bequemlichkeit hingewiesen werden, die ihnen zum Bedürfniß wird. Diese Neger, vorzugsweise Nuba, haben einen gutmüthigen Charakter, sind sehr gastfreundlich, lieben ihre Kinder außerordentlich und besitzen ein gewisses Ehrgefühl; in ihrem Verkehr sind sie redlich, und der Fremde wird von ihnen nicht betrogen. Sie hängen sehr an ihr Vaterland, und nur die äußerste Bedrückung von Seiten des Vicekönigs von Egypten konnte sie bewegen, hier und da ein Dorf gänzlich zu verlassen. Werden sie jedoch erzürnt, so achten sie dann auch ihr Leben nicht, um sich nur rächen zu können; doch ist dies bei ihrer Gutmüthigkeit oder Trägheit ein äußerst seltener Fall, und wenn man sieht, daß ein solcher Neger in Wuth geräth, so darf man nur gute Worte und keinesfalls Strenge anwenden, um ihn wieder zu besänftigen; es ist daher nöthig, diese Menschen wie kleine Kinder zu behandeln. Ihre Geistesfähigkeiten sind jedoch

sehr beschränkt, und sie stehen fast auf der untersten Stufe der Ausbildung. Es ist auch für jetzt nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Neger in ihrer Bildung fortschreiten werden, denn wie sie es vor hundert Jahren machten, so machen sie es noch jetzt. Ihre Wohnungen und Geräthe und alle ihre Einrichtungen haben sich in Jahrhunderten um gar nichts geändert. Man sollte denken, da diese Kordofaner meist Ackerbauer sind, feste Wohnsitze haben und auf dem Punkte stehen, von welchem aus alle Kultur beginnt, daß sie gleich andern Völkern, die auf einer ähnlichen Stufe der Bildung standen, sich vervollkommnen könnten; allein dem ist nicht so, sie stehen in ihrer Bildung still. Man trifft unter ihnen wohl Einzelne an, die ein wenig lesen oder schreiben können, doch will das nicht viel sagen. Hauptsächlich trägt das Klima zu dieser Stumpfheit des Geistes sehr viel bei, denn es ist eine erwiesene Thatsache, daß Europäer, wenn sie mehrere Jahre in diesen Ländern zugebracht haben, an ihren Geisteskräften sehr leiden, und mit der Zeit Vieles vergessen. Den Negern steckt überdies ihre geistige Trägheit schon im Blute, sie bleiben in vieler Beziehung immer Kinder, und es ist daher unwahrscheinlich, daß sie je auf eine höhere Stufe der Civilisation gelangen werden. Westafrika könnte vielleicht eine Ausnahme machen.

Die Neger der angrenzenden Länder sind von derselben Gutmüthigkeit wie die in Kordofan, was man an den Sklaven, die von dorther gebracht werden, sehen kann. Diese Sklaven sind meistens Heiden, und werden deshalb auch härter behandelt, als die, welche sich zum Islam bekennen. Ihr Loos ist schrecklich; des besten Gutes, der Freiheit, beraubt, müssen sie alle schweren Arbeiten und zwar in Fesseln verrichten, welche man ihnen anlegt, um die Flucht in ihre oft sehr nahen heimathlichen Gebirge zu verhindern. Diese Fesseln sind jedoch nicht wie bei uns die sogenannten Springeisen der Sträflinge, sondern bestehen aus einem Ringe an beiden Füßen, die durch eine eiserne Stange auseinander gehalten sind, welche sich in zwei kleinen an die größeren angebrachten Ringen bewegt und den Sklaven nur einen Schritt machen läßt, ohne daß er je die Füße zusammenbringen kann. Die großen Ringe sind auf einer Seite so weit offen, daß das Fußgelenk hineingehen kann, und werden sodann in Ermangelung eines Hammers mit einem Stein zusammengeschlagen, bei welcher Operation man den Sklaven auf die Erde legt und ihm unter den Fuß einen Stein schiebt, der als Amboß dient. Es

wird zwar alle mögliche Vorsicht hierbei angewendet; allein jeder Schlag ist doch schmerzvoll für den Sklaven. Selten findet man auch Schlösser an den Ringen.

Die zu Sklaven gemachten Neger sind im Anfange sehr düster, sprechen nur, wenn sie gefragt werden, und ihre Gedanken sind fortwährend an die Heimath gefesselt; sie ersinnen alle möglichen Mittel, um sich flüchten zu können, und darum legt man ihnen auch die Eisen an. Die Männer sind durchgehends stark und werden zum Ackerbau verwendet; einige kommen nach Egypten. Sie haben in Erfahrung gebracht, daß der Urin mit der Zeit das Eisen durchfrißt, und so gelingt es wohl, daß sie nach und nach sich der Fesseln entledigen und die Flucht ergreifen. Ein Neger, der auf solche Weise sich befreite, erzählte mir dieses selbst, doch mißlang seine Flucht, denn er wurde eingeholt und wieder zurückgebracht. Er hatte 14 volle Monate gebraucht, bis das Eisen so mürbe geworden war, daß er es mit einem Stein abschlagen konnte. Es gibt auch Sklaven, welche keine Fesseln tragen, vorzüglich jene, welche schon länger bei ihrem Herrn gedient haben und Zutrauen genießen, und doch trifft es sich, daß diese nach vielen Jahren, vom Heimweh ergriffen, die Flucht ergreifen. Während meiner Anwesenheit geschah es selbst, daß ein solcher, der 7 Jahre lang im Hause ohne Fesseln ging, plötzlich, ohne eine bestimmte Ursache zu haben, davonlief. Ein anderer Sklave, welcher Fesseln trug, bot sich bei seinem Herrn an, den Entlaufenen zurückzubringen, wenn er dann keine Fesseln mehr tragen dürfe, und betheuerte hierbei, daß er sein Lebenlang Sklave bleiben wolle und die Freiheit nicht verlange. Der Herr war freilich etwas unschlüssig, doch wagte er es, ließ den Sklaven, dem er noch sein Kameel mitgab, ausziehen! und wirklich brachte dieser in kurzer Zeit den Flüchtling zurück. Der Herr hielt sein Wort, nahm ihm die Fesseln ab, und kaufte ihm eine Sklavin zum Weibe, wogegen der Entlaufene in Fesseln geschmiedet wurde. Die Mädchen gehen frei herum, weil man nicht fürchten darf, daß sie entlaufen, da sie zu furchtsam sind und in den nächsten Orten auch erkannt würden. Doch kommt es auch vor, daß ihnen zuweilen die Flucht gelingt, was ich einmal selbst erlebte. Ein Sklavenhändler in Lobeid hatte acht Mädchen in einem Hause beisammen, welche nach Kairo bestimmt waren und welche er in einem Zimmer, das keine Fenster hatte, eingesperrt hielt. Um jedoch noch sicherer zu sein, stellte er Nachts sein

Angareb*) quer vor die Thür und schlief darauf; doch wie erschrak er, als in der Frühe alle Mädchen aus dem Zimmer verschwunden waren! Er lief wie unsinnig herum, ging zu allen Nachbarn und bat sie, ihm suchen zu helfen; doch Alles war vergebens und der Mann glaubte nicht anders, als der Böse habe sie geholt. Allein er wurde bald eines Bessern belehrt, als er später bei genauer Nachforschung in der Wand des Zimmers ein großes Loch fand, durch welches die Mädchen hindurchgeschlüpft waren, und vor welches sie eine Strohdecke gehängt hatten. Bereits einige Tage zuvor hatten sie Wasser an die Lehmwand geschüttet, und hierauf mit leichter Mühe das Loch gegraben, denn diese Art Häuser schmelzen leicht wie Zucker, auf den man Wasser gießt. Keins von den Mädchen kam wieder zum Vorschein; die Flucht war ihnen gelungen.

Die Kordofaner behandeln ihre Sklaven sehr menschlich, dagegen aber sind es die Türken, welche sich kein Gewissen daraus machen, an ihnen die größten Grausamkeiten zu üben, ja ihre Hände mit dem Blute der Unglücklichen zu besudeln.

Die Arab oder freien Leute, zu welchen auch die Bakkara (Nomadenstämme) gehören, sind von den Ureinwohnern gänzlich verschieden, obschon sie ebenfalls von schwarzer Farbe sind, mit Ausnahme eines Bakkara-Stammes, dessen Hautfarbe kupferroth ist. Sie haben keine hervorstehenden Backenknochen, wie die Neger, und keine aufgeworfenen Lippen, ihre Haare sind mehr glatt als gerollt, und viele tragen Zöpfe. Sie treiben Viehzucht, besonders in Kameelheerden, und bekümmern sich wenig um den Ackerbau. Die Männer gehen auf den Sklavenraub aus, wozu ihnen die wenigen, aber ausgezeichnet schönen und dauerhaften Pferde besonders dienlich sind. Wenn ein Bakkara-Stamm sich in der Nähe der Negerberge befindet, so wird die berittene Mannschaft ausgesandt, um Knaben und Mädchen einzufangen. Sie begeben sich an Orte, wo sie Kinder zu finden glauben, z. B. bei einzelnen Viehheerden oder Brunnen, lagern sich daselbst in einem Hinterhalt und nehmen, sobald eines der Kinder sich unvorsichtig ihnen nähert, solches zu sich auf's Pferd und jagen im Galopp davon. Geschieht dies auch in der Nähe einer Ortschaft oder einer Negerschaar, und entsteht auch Lärm darüber, so sind sie doch immer ihres Raubes sicher, weil die Schnelligkeit ihrer Pferde sie bald aus dem Bereiche ihrer Ver-

*) Bettstelle.

folger bringt, die gar keine Pferde haben. Die Neger hassen natürlich diese Räuberstämme auf's Tiefste und würden in Masse aufstehen, wenn irgend eine Bakkaratruppe sich in ihrer Nähe niederlassen wollte. So sind denn letztere gezwungen, fortwährend ihren Wohnsitz zu ändern und zuweilen sich in die Hände ihrer Unterdrücker, der Türken, zu liefern, von denen sie mit der größten Härte behandelt werden. Sobald nämlich die Bakkara an den Grenzen Kordofan's erscheinen, sendet die Regierung ihnen Truppen entgegen, um den üblichen Tribut einzufordern. Ich war selbst Augenzeuge, wie dieses geschah, und konnte das höchst grausame Verfahren beobachten, mit dem die Regierung zu Werke geht. Ein Major mit drei Unteroffizieren und 200 Mann Infanterie nebst einigen Beduinen zu Pferde und etwa 50 Mann Landvolk wurde von der Hauptstadt Lobeid aus beordert, von den nächsten Bakkara den jährlichen Tribut, bestehend in 1000 Stück Ochsen, einzuholen. Die Bakkara, von der Ankunft ihrer Feinde bereits in Kenntniß gesetzt, boten Alles auf, sie bei ihrer Ankunft zu bewirthen. Es wurden täglich mehrere Rinder und Schafe geschlachtet, Merissa in Ueberfluß verabreicht, alle Arten Lustbarkeiten veranstaltet, kurz Alles angewendet, ihren Peinigern den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Offiziere sowohl als Gemeine befanden sich bei diesem Leben vier Tage recht wohl, doch am fünften Tage änderte sich plötzlich die Scene. Der Major ließ einen Schech zu sich rufen. Mit allen möglichen Schimpfworten ihn begrüßend, sagte er zu ihm in barschem Ton: „Weißt du noch, daß du mir voriges Jahr das allerschlechteste und magerste Vieh gegeben hast, von welchem mir ein großer Theil unterwegs krepirte, und daß ich aus meinem eigenen Beutel Muhamed Ali den Schaden ersetzen mußte? Damit ich vor einem ähnlichen Schaden dieses Jahr bewahrt bleibe, erinnere ich dich daran und will dafür sorgen, daß dein Gedächtniß es gut behalte.“ Hierauf befahl er dem Schech, sich auf die Erde zu legen; alles Bitten und Flehen von Seiten des Häuptlings half nichts. Zwei Korporale ergriffen den Verurtheilten, warfen ihn mit Gewalt zu Boden und machten sich bereit, mit ihren Peitschen aus Nilpferdhaut an dem Schech die Strafe zu vollziehen, die der Major diktirt hatte. Der Sträfling bot nochmals Alles auf, den Major mit Bitten zu erweichen, und versicherte endlich, er werde dies Mal nicht nur das beste Vieh aussuchen, sondern auch noch dem Major ein Geschenk machen. Das war es, worauf der Major gewartet hatte; doch,

um den Schech noch etwas mehr zu ängstigen, stellte er sich unerbittlich, bis er endlich dem Flehenden erlaubte, aufzustehen und nach Hause zu eilen, um die versprochenen Geschenke zu holen. Dieser erfüllte sein Versprechen, und brachte dem Major vier große massive goldene Nasenringe, und jedem Offizier zwei Sklaven. Dadurch wurde die frühere Harmonie wieder hergestellt, die verlangte Anzahl Ochsen, und zwar von den besten, ward ausgesucht, und sodann der Rückmarsch nach Lobeid angetreten.

Oestlich vom weißen Nil wohnt das Nomadenvölkchen der Kabobisch, deren Stammverwandte sich auch in der benachbarten Provinz Dongola finden. Sie verbleiben das ganze Jahr in Kordofan, wechseln aber öfters ihre Weideplätze, und treiben fast gar keinen Ackerbau, ja auch wenig Viehzucht. Denn ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, die Transporte, welche die Regierung nach Dongola und Sennaar sendet, auszuführen, und die Karavanen der Djalabi (Kaufleute), die nach allen Richtungen von Afrika abgehen, mit den nöthigen Kameelen zu versorgen. Diese Kabobisch sind echte Kinder der Wüste, und man kann sich keine Vorstellung machen, welche genaue Kenntniß von allen Wegen und Richtungen der Wüste sie haben. Bei Tag oder bei Nacht orientiren sie sich so leicht, daß sie auf das Genaueste die Entfernung von dem Punkte, wo sie sich befinden, bis zu jedem andern Ort angeben können. Gegenstände, die ein Europäer kaum mit dem Fernrohr erkennt, entdecken sie leicht mit bloßen Augen, und in großen Entfernungen hören sie in der Nacht die Schritte der Kameele, ja, sie wissen oft sogar die Zahl der Thiere zu bestimmen. Ihre Schech's nennen sich Sultane der Wüste.

Noch ist das Völkchen der Dar-Hammer zu nennen, das vor mehreren Jahren aus Darfur nach Kordofan einwanderte. Ihre Beschäftigung ist Kameelzucht und Ackerbau, doch machen sie keine Transporte wie die Kabobisch, sondern treiben bloß Handel mit den Kameelen, von denen sie alljährlich für die Regierung eine bestimmte Anzahl zu den Sklavenjagden und andern großen Expeditionen nach Kairo liefern müssen. Sie bilden die Grenzwache gegen Darfur, indem immer einige tausend kampffähige Männer, mit Schild und Lanzen bewaffnet, zum Theil auch mit großen zweischneidigen Schwertern, in Bereitschaft stehen, einen Angriff zurückzuweisen. Oft, wenn die Dar-Hammer nicht die Anzahl der Kameele, die von der Regierung verlangt werden,

auftreiben können, unternehmen sie einen Raubzug nach Darfur und holen, was sie brauchen.

Wo kein Wasser ist, kann Mensch und Thier nicht leben, ein großer Distrikt von Dar-Hammer macht aber eine Ausnahme; es scheint unbegreiflich, und doch ist es so. Jedes Jahr, gewöhnlich drei Monate lang, ist in verschiedenen Gegenden kein Trinkwasser vorhanden, nachdem das in kleinen Teichen, welche sie „Fula" nennen, gesammelte Regenwasser ausgetrocknet ist. Ziehbrunnen oder Cisternen gibt es keine, mit Ausnahme der Brunnen Nedgér. Diejenigen Ortschaften nun, welche von diesen Brunnen weit entfernt liegen, sind genöthigt, für drei Monate alle Weiber, Kinder, alte und kränkliche Leute, die Ziegen, Schafe, Kameele nach den Brunnen Nedgér zu bringen, nur die erwachsenen Männer bleiben zurück mit einigen auserlesenen Kameelen. Um das ihnen fehlende Trinkwasser zu ersetzen, machen sie es also: Sie bauen große Felder mit Wassermelonen an, welche zur Zeit des Wassermangels zu reifen beginnen. Die reifen werden täglich abgeschnitten, der Saft wird ausgepreßt, aber nicht getrunken, sondern zur Merissa benutzt, so wie zum Kochen der Assida und Woika. Kleider brauchen sie sich keine zu waschen, denn sie haben keine, und diejenigen, welche ein Hemd tragen, waschen es auch beim größten Ueberfluß an Wasser nicht. Die zurückgebliebenen Kameele erhalten täglich zwei Mal frische Melonenschaalen anstatt des Wassers; in der Regel läßt man die Kameele nur alle drei bis vier Tage ein Mal saufen; da sie täglich durch die Fruchtschaalen so viel Wasser erhalten, als sie brauchen, so leiden sie keinen Durst."

Jagd-Abenteuer.

Ungefähr in der Mitte des großen Staates New-York in Nordamerika, in einem lieblichen Thale, rings von bewaldeten Bergen umgeben, die nur hie und da Spuren menschlicher Thätigkeit aufzeigen konnten, lag lang hingedehnt der Flecken Templeton, freundlich anzusehen wegen seiner rothen Dächer und buntbemalten Häuser. In dem stattlichsten Gebäude, das, hart am Fuße eines Hügels gelegen, hoch, alle übrigen überragte, wohnte der Richter Temple, dessen Ansehen im Flecken so groß war,

daß er gleich einem kleinen Könige darin herrschte und Jedermann sich seinen Anordnungen unterwarf. Zwei liebliche, schon erwachsene Töchter, Elisabeth und Louise, waren die Freude seines Herzens.

Zum Besten seiner Mitbürger hatte Richter Temple mehrere heilsame und nützliche Gesetze gegeben, denen bei Strafe gehorcht werden mußte. Unter Anderem hielt er streng darauf, daß vom Januar jeden Jahres an bis zum ersten August kein Wild geschossen werden durfte, außer etwa reißende oder sonst schädliche Thiere, auf deren Erlegung sogar ein Preis gesetzt war.

Es wohnte aber ein halb Stündchen von Templeton entfernt, mitten im Walde, ein alter Jäger, Natty Bumppo, mit dem Beinamen Lederstrumpf, seiner langen ledernen Kamaschen wegen so genannt, die hoch an den Beinen hinaufreichten, seine ganzen Schenkel bedeckten und ihm ein sonderbares Aussehen verliehen. Mit seinem Sohne Eduard und einem alten Indianer, John Mohegan, hauste er abgeschieden in seiner Hütte, die ihm seit mehr als dreißig Jahren schon ein Obdach gewährt hatte. Er kümmerte sich nicht selten wenig um Richter Temple's Gesetze, sondern erlegte sich einen Hirsch oder ein Reh, wenn er dessen gerade bedurfte. Ueberdies war er als der beste Schütze weit und breit berühmt und schoß mit seiner Büchse, wenn er wollte, die Schwalben im Fluge aus der Luft herab. Trotz der öfters übertretenen Jagdgesetze lebte er mit Richter Temple in Frieden und Eintracht, und es wurde ihm manche Freiheit, die er sich herausnahm, nachgesehen und nie gerügt. Diese Nachsicht hatte sich der alte Lederstrumpf durch einen glücklichen Schuß erworben. Hört, wie dies zuging.

An einem der letzten Tage des Monats Juli befand er sich mit seinem Sohne und John Mohegan, dem unzertrennlichen Begleiter, in zwei Fahrzeugen, einem Boote und einem kleinen Rindencanot, auf den Wellen des fischreichen Sees Otsego, der nur eine kurze Strecke Wegs von Templeton und seiner eigenen Waldhütte entfernt lag. Eduard warf schweigend aus dem Boote seine Angel aus, während Lederstrumpf mit seinem alten Freunde sich bemühte, die Fische durch Auswerfen von Netzen in seine Gewalt zu bekommen. Bald waren die Fahrzeuge mit zappelnden Lachsforellen und Barschen hinlänglich zu ihrem Bedarfe versehen, sie bereiteten sich, ihren Fang nach Hause zu tragen, und ruderten die leichten Fahrzeuge dem Ufer zu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jagdabenteuer.

Plöt
nahe an's
wie auf
sagte: „
starken L
darauf s
hören."

Edu
Stunde,

Jetz
Laut. E
Hand an
wärts g
Finger A
über die

„La
Hunde si
ich mich
so wäre;
mager, u
das Fleis

Edu
vernahm
Laut;
Wechsel
Indem
bemerkte
ganz in
ein schö
hinein.
durch d
Wasser.

„D
als er
Thier w
sich die
muß sie
hierher
alter He
denken s

Plötzlich zog der alte Jäger sein Ruder ein, neigte sein Ohr nahe an's Wasser, hielt den Athem an und lauschte aufmerksam, wie auf einen fernen Ton. Endlich erhob er sein Haupt und sagte: „Wenn ich die Hunde nicht eigenhändig mit einem neuen, starken Lederriemen an unsere Hütte gebunden hätte, würde ich darauf schwören, des alten Hektor's Gebell in den Bergen zu hören."

Eduard rief: „Das ist unmöglich, Vater, es ist noch keine Stunde, daß ich ihn in der Hundehütte sah."

Jetzt wurde jedoch auch Mohegan aufmerksam auf den fernen Laut. Eduard betrachtete die alten Männer; Natty hielt seine Hand am Ohr, wie eine Trompete, und Mohegan stand vorwärts gebeugt, den Arm in die Höhe gehoben, und mit dem Finger Aufmerksamkeit fordernd. Der junge Mann lachte laut über die eingebildeten Töne.

„Lache, so viel du willst, Junge," sagte Lederstrumpf; „die Hunde sind los und jagen ein Thier. In solchen Sachen täusche ich mich nicht. Ich gäbe ein Biberfell darum, wenn es nicht so wäre; nicht etwa wegen des Gesetzes! aber das Wild ist jetzt mager, und die dummen Teufel von Hunden laufen sich umsonst das Fleisch von den Beinen. Hörst du sie auch jetzt noch nicht?"

Eduard erschrak, als der Ton an sein Ohr schlug. Bald vernahm er deutlich und ganz in der Nähe den wohlbekannten Laut; und jetzt verhallte er wieder in den Bergen. Dieser Wechsel der Töne ging mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich. Indem Eduard seine Blicke über die Wasserfläche gleiten ließ, bemerkte er eine Bewegung in den Zweigen einiger Erlen, die ganz in seiner Nähe standen, und in demselben Augenblick sprang ein schöner Hirsch hervor und mit einem Satze in den See hinein. Ein lautes Geheul der Hunde folgte ihm; sie brachen durch das Gebüsch und stürzten sich dem Hirsche nach in's Wasser. —

„Das wußte ich wohl — das wußte ich wohl!" rief Natty, als er den Hirsch und die nachsetzenden Hunde erblickte; „das Thier wird an der Hütte vorübergesprungen sein, und da konnten sich die Bestien nicht länger halten und rissen sich los; aber ich muß sie aufhalten, sonst machen sie mir böses Spiel. Hierher, hierher — zu mir, ihr Schlingel — wollt ihr? — Komm, alter Hektor, oder ich will dir das Fell gerben, daß du an mich denken sollst!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Hunde kannten ihres Herrn Stimme, und nachdem sie in einen Zirkel geschwommen waren, gleichsam widerstrebend, ihre Beute aufzugeben, und doch fürchtend, dem Befehle ihres Herrn ungehorsam zu sein, folgten sie endlich und kehrten an's Land zurück, wo sie die Luft mit ihrem Geheul und Gebell erfüllten.

Unterdessen war der Hirsch, von Todesangst getrieben, weit in den See geschwommen, ehe er die neue Gefahr entdeckte. Aber bei dem Tone von Natty's Stimme hielt er einen Augenblick an, wandte sich rasch und schien Willens, den Hunden Trotz zu bieten. Indeß besann er sich doch eines Bessern und nahm eine schräge Richtung über den Mittelpunkt des Sees, als wollte er am westlichen Ufer landen.

Als der Hirsch mit unglaublicher Schnelligkeit an den Fischern vorüberschwamm, die Nase hoch in die Luft gehalten, das Wasser mit seinem schlanken Halse durchschneidend, fing Lederstrumpf an, sehr unruhig in seinem Canot zu werden.

„Welch' ein edles Thier!" rief er aus; „was für ein schönes Geweih! Alle seine Kleidungsstücke könnte man daran aufhängen! Laßt 'mal sehen — der Juli ist der letzte Monat, und das Fleisch muß nun gut werden." Indem er so sprach, hatte Natty instinktmäßig das innere Ende des Seiles, was ihm als Ankertau gedient, an das Ruder befestigt; jetzt sprang er auf, warf das Ruder von sich und rief: „Vorwärts! John, der Hirsch muß dran, er ist ein Thor, den Menschen in Versuchung zu führen!" Mohegan löste das Seil, womit Eduard's Boot bisher an das Canot befestigt war, und die leichte Barke flog, von einem starken Ruderschlag getrieben, pfeilschnell über das Wasser.

„Halt!" rief Eduard, „gedenkt des Gesetzes! Ihr seid im Angesicht des Dorfes, und ich weiß, daß Richter Temple entschlossen ist, einen Jeden ohne Unterschied zu strafen, welcher außer der Zeit ein Stück Wild tödtet!"

Aber die Warnung kam zu spät; das Canot war schon weit von seinem Fahrzeug entfernt und die Jäger zu sehr mit ihrer Verfolgung beschäftigt, um auf seine Stimme zu hören.

Der Hirsch, etwa fünfzig Schritt von seinen Verfolgern, durchschnitt das Wasser mit aller Anstrengung, während das leichte Canot hinter ihm auf dem Wasser tanzte und mit den Wellen auf und nieder stieg. Lederstrumpf erhob seine Büchse und schüttete frisches Zündpulver auf; doch schien er noch unentschlossen, ob er das Opfer tödten oder entfliehen lassen sollte. —

„Soll ich, John, oder nicht?" fragte er. „Ich will es lieber nicht, ich bin zu sehr im Vortheil. Das Thier hat im Wasser seine Rettung gesucht, und so mag es dem See zum Spiel dienen. John, laß deinen Arm ruhen, doch gib Acht, welchen Weg der Hirsch einschlägt; es würde ein Leichtes sein, ihn zu fangen, aber gewiß, er windet sich, wie eine Schlange."

Der Indianer lachte über die Unschlüssigkeit seines Freundes, fuhr aber fort, das Canot mit einer Schnelligkeit vorwärts zu treiben, die mehr durch Geschicklichkeit als durch Kraft hervorgebracht wurde. Sie wählten, wie gewöhnlich, wenn sie allein waren, die Indianersprache, und Mohegan rief aus: „Hah! das Thier wendet den Kopf. Lederstrumpf, erhebe deinen Speer."

Natty ging nie von Hause weg, ohne sich mit allen möglichen Waffen und Instrumenten, die ihm bei seinem mannichfachen Jägertreiben nützlich sein konnten, zu versehen. Von seiner Büchse trennte er sich keinen Augenblick, und selbst wenn er auf den Fischfang ausging, packte er das kleine Canot voller Geräthschaften. Diese Vorsicht verdankte er dem wandernden Jägerleben, bei welchem es oft erforderlich wurde, viele Jagdbedürfnisse mit sich zu führen. In früheren Jahren hatte Lederstrumpf einst die Hütte und die Ufer des Otsego's mit seiner Büchse und seinen Hunden verlassen, um in den Bergen zu jagen, und als er zurückkam, hatte er die Gewässer des Ontario gesehen. Zwei- bis dreihundert Meilen waren sonst keine außerordentliche Reise für ihn gewesen. — Er that, wie ihm Mohegan gerathen, und bereitete sich vor, dem Hirsch das Eisen in den Hals zu stoßen.

„Mehr links, John!" rief er, „etwas weiter links und noch ein Ruderschlag, so kann er uns nicht entgehen." Indem er so sprach, erhob er den Spieß und schleuderte ihn wie einen Pfeil in's Wasser. In diesem Augenblicke aber wandte sich der Hirsch. Die lange Lanze fuhr an ihm vorüber, streifte das Geweihe und sank, ohne Schaden gethan zu haben, in die Tiefe hinab. „Halt!" rief Natty, als das Canot die Stelle erreicht hatte, wo der Spieß gefallen war, „halt, John!" Die Stange erschien wieder auf der Oberfläche, Natty griff rasch darnach. Mit Windesschnelle wandte der Indianer das Fahrzeug und begann die Jagd von Neuem. Aber dieser kleine Aufenthalt gewährte dem Hirsch einen bedeutenden Vorsprung. Unterdessen war auch Eduard herangekommen.

„Halte deine Hand zurück, liebster Vater," rief der Jüngling. „Bedenke, was du thust, du verfällst in Strafe."

Während dieser Ermahnung war er mit seinem Boote dem Hirsche ganz nahe gekommen, der, tapfer mit den Wellen kämpfend, sich bald auf der Oberfläche zeigte, bald wieder auf Augenblicke unterſank.

„Hurrah!“ schrie Eduard, dessen ganze Klugheit ihn bei diesem Anblicke verließ; „verliert ihn nicht aus den Augen, Mohegan, nur weiter rechts, und ich kann ihm das Seil über die Hörner werfen.“

Das dunkle Auge des alten Indianers sprühte von wildem Feuer; die unbewegliche Ruhe, womit er bis jetzt das Fahrzeug geleitet hatte, verwandelte sich in raschere Bewegungen. Mit jugendlichem Eifer trieb er das Canot hinter dem Hirsche her, welcher seine Rettung immer nur neuen, unvermutheten Wendungen verdankte. Auf diese Weise ward es auch dem Jüngling möglich, in der Nähe seiner Gefährten zu bleiben, welche ihm sonst in gerader Linie längst voraus geeilt sein würden. Unfähig, seine Flucht auf solche Art länger fortzusetzen, wandte sich der Hirsch jetzt rasch um, das Ufer auf dem nächsten Wege zu erreichen, trotz der bellenden und heulenden Hunde, die dasselbe besetzt hielten.

Einen günstigen Augenblick abzuwarten, schien jetzt das Beste. Eduard machte eine Schlinge in das Seil und warf sie dem Hirsche, als er näher gekommen, so geschickt über, daß der Knoten sich um die Enden des Geweihes legte. Im ersten Augenblick zog das gefangene Thier das Fahrzeug hinter sich her; doch sogleich schoß auch das Canot pfeilschnell heran, und Natty, mit weit vorgebeugtem Leibe, schnitt dem Thier mit seinem Messer so tief in den Hals, daß das Wasser von dem Blute gefärbt wurde. Während der letzten Zuckungen des Hirsches hatten sich die Fahrzeuge wieder vereint. Lederstrumpf zog den todten Hirsch aus dem Wasser, legte ihn auf den Boden des Canots und sagte, nachdem er ihn genau untersucht, mit einem stillen Lachen:

„Nicht so viel bekümmere ich mich um Temple's Gesetze! Ein solcher Anblick macht das Blut wieder warm, alter John! einen Hirsch auf dem Wasser habe ich seit vielen Jahren nicht gefangen. Das nenne ich ein gutes Stück Wildpret, Eduard, und ich weiß Jemanden, der sich den Braten gut schmecken lassen wird, allen Gesetzen zum Trotz.“

Selbst dem alten Indianer, den die Jahre und die Schicksale ernst und still gemacht hatten, leuchtete die Freude aus dem dunklen Gesicht. Augenscheinlich erfreute ihn die Rückerinnerung

an die Jagden und Thaten seiner Jugend mehr als die Erwartung, Theil an der Beute zu nehmen. Indessen untersuchte er das Thier doch mit der Hand und lächelte, Beifall nickend, indem er mit dem feierlichen Tone, der seinem Volke eigen war, aussprach: „Gut!"

„Bei alledem fürchte ich, Vater," sagte Eduard, nachdem der erste Freudenrausch vorüber und das Blut wieder kühler geworden war — „ich fürchte, wir haben uns Alle einer Uebertretung der Gesetze schuldig gemacht."

„Thut nichts," erwiderte Natty kaltblütig. „Will die Strafe gern zahlen. John, rud're an's Ufer."

Sie landeten, und nachdem der alte Jäger noch angeordnet hatte, daß John und Eduard das erlegte Wild in die Hütte schaffen sollten, pfiff er seinen Hunden, hing Büchse und Jagdtasche über die Schulter und ging mit langen Schritten in die tiefe Waldung hinein, wo er bald hinter mächtigen Eichstämmen verschwand. — Während sich die eben beschriebene Jagd auf dem See zutrug, spazierten Elisabeth und Louise, die Töchter des Richters Temple, auf einem Hügel entlang, schritten an Natty Bumppo's, genannt Lederstrumpf, Hütte vorüber, erreichten heiter und unter traulichen Gesprächen die höchste Spitze des Berges und verließen nun den breiteren Weg, um auf Seitenpfaden den Schatten der herrlichen Bäume zu suchen. Der Tag war heiß geworden, und die frischere Kühlung zog die plaudernden Wanderinnen immer tiefer in den dichten Wald. Dann und wann bot ihnen eine ausgehauene Stelle die Aussicht auf die reine Krystallfläche des Otsego. Menschen waren nirgend zu erblicken, und nur der ferne Schall rasselnder Wagen oder der Schlag des Eisenhammers im Thale verkündeten, daß diese Gegend nicht ganz unbewohnt sei. Plötzlich fuhr Elisabeth zusammen und rief aus:

„Horch', Louise, klingt das nicht wie das Geschrei eines Kindes? Sollte hier in der Nähe eine Ausrodung sein? oder hätte sich vielleicht ein Kind verirrt?"

„Dergleichen fällt häufig vor," erwiederte Louise.

„Laß uns dem Tone nachgehen; es kann auch ein einsamer Wanderer sein, der in diesen Bergen verschmachtet," rief Elisabeth. Mit ungeduldigen Schritten verfolgten sie den tiefen trauernden Ton, der aus dem Dickicht des Waldes zu kommen schien. Mehr wie einmal hatte Elisabeth schon geglaubt, den Leidenden

zu erblicken, als Louise ihren Arm ergriff und, hinter sich zeigend, ausrief: „Sieh' den Hund!"

Bravo, eine alte treue Dogge Temple's, den seine jungen Gebieterinnen beim Weggehen aus der Hundehütte gelockt hatten, war auf dem ganzen Spaziergange ihr Begleiter gewesen. Durch Alter und lange Unthätigkeit faul geworden, war er den beiden Mädchen nur langsam gefolgt; so oft sie stehen blieben oder sich auf dem Rasen niedersetzten, legte er sich mit geschlossenen Augen zu ihren Füßen und schlief, statt sie wachend zu beschützen. Doch als Elisabeth, durch Louisens Ausruf aufmerksam gemacht, sich umsah, gewahrte sie den Hund, dessen Augen starr auf einen fernen Gegenstand gerichtet waren. Den Kopf hielt er tief, fast am Boden, und seine Haare sträubten sich, wie vor Furcht oder Zorn. Wahrscheinlich aus letzterem Grunde; denn er stieß tiefe heulende Töne aus und fletschte die Zähne auf eine so furchtbare Weise, daß sich die Mädchen darüber entsetzt haben würden, hätten sie seine guten Eigenschaften nicht gekannt.

„Bravo," sagte Elisabeth, „Bravo, sei ruhig! Was siehst du, mein treuer Hund?"

Bei dem Tone ihrer Stimme vermehrte sich die Wuth des Thieres, statt sich zu vermindern. Er sprang auf, setzte sich zu den Füßen seiner Gebieterin, heulte lauter wie vorher, und gab seinen Zorn durch ein kurzes, mürrisches Bellen zu erkennen.

„Was mag er nur sehen?" sagte Elisabeth; „es muß irgend ein Thier in der Nähe sein."

Da keine Antwort darauf erfolgte, wandte sich die junge Dame um und erblickte Louise, welche todtenbleich mit dem Finger aufwärts wies. Elisabeth folgte dieser Richtung mit den Blicken und sah die glühenden Augen einer Pantherin, die voller Wuth auf sie gerichtet waren.

„Laß uns fliehen!" schrie Elisabeth, Louisens Arm ergreifend; doch in demselben Augenblicke sank diese bewußtlos zu Boden.

Ihre Schwester in dieser verzweifelnden Lage zu verlassen, vermochte die edelherzige Jungfrau nicht; sie fiel auf ihre Kniee neben der regungslosen Louise nieder und versuchte, sie durch Lösung einiger festanschließenden Kleidungsstücke in's Leben zurückzurufen. Den Hund, ihren einzigen Beschützer, munterte sie durch den Ton ihrer Stimme auf.

„Muth, Bravo!" rief sie mit zitternder Stimme, „Muth, mein guter Bravo!"

Ein bisher unbemerkt gebliebener junger Panther sprang jetzt von den Zweigen eines niedrigen Baumes in den Schatten der großen Buche hinab, auf welcher seine Mutter saß. Neckend näherte er sich dem Hunde, alle Bewegungen der Mutter nachahmend, mit der Spiellust der Katzen und der eigenthümlichen Wildheit seiner Race. Erst setzte er sich auf die Hinterpfoten und zerriß die Baumrinde mit den Vordertatzen, wie ein spielendes Kätzchen; dann schlug er sich selbst mit dem Schwanze und warf sich heulend und in der Erde kratzend auf den Boden, als wenn er versuchen wollte, den furchtbaren Ingrimm seiner Mutter spielend nachzuahmen.

Der Hund stand unterdessen furchtlos und unerschrocken mit aufgehobenem Schwanze und folgte mit seinen Augen allen Bewegungen der Mutter und des jungen Panthers. Bei jedem Sprunge des letzteren, wodurch er dem Hunde näher kam, wurde das Geheul auf dem Baume schrecklicher, bis das Junge sich überschlug und dicht vor dem Hunde niederfiel. Ein ängstlicher Schrei bezeichnete den fürchterlichen Augenblick. Von Kampf war hier nicht die Rede, Bravo zerriß das Junge mit den Zähnen und schleuderte es so gewaltsam gegen einen Baum, daß es leblos zu Boden stürzte.

Der Anblick dieser Heldenthat Bravo's erwärmte das Blut in Elisabeth's Adern; doch erstarrte es gleich wieder, als sie die Gestalt der alten Pantherin in der Luft sah, wie sie zwanzig Fuß von dem Baumaste herab auf den Rücken des Hundes sprang.

Keine Worte beschreiben den wüthenden Kampf, der nun begann, von lautem und schrecklichem Schreien, Heulen und Gebell begleitet. Elisabeth, immer noch auf den Knieen über Louise hingebogen, starrte unverwandten Blicks auf die streitende Gruppe und schien zu vergessen, daß ihr eigenes Leben auf dem Spiele stand. Mit leichten kräftigen Sprüngen griff die Bewohnerin des Waldes den Hund an, der seinem Feinde kühn in's Auge schaute. Aus vielen Wunden blutend, die ihm ihre Klauen gerissen, warf der alte Bravo seine wüthende Gegnerin dennoch immer wie eine Feder herab, wenn sie auf seinen Rücken sprang, und wehrte sich mit seinen Zähnen und aufgehobenen Vorderpfoten. Doch Alter und sein bisher geführtes bequemes Leben machten den edlen Hund zu einem ausdauernden Kampfe unfähig. Unerschütterlicher Muth war ihm allein von seinen früheren vortrefflichen Eigenschaften geblieben.

Ein höherer Sprung entzog die wüthende Bestie dem Bereich des Hundes, der einen verzweifelten, aber fruchtlosen Schlag nach ihr versuchte. Jetzt saß sie abermals auf seinem Rücken, doch nur einen Augenblick. Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte schleuderte Bravo die Pantherin herab und packte sie wüthend mit den Zähnen. Aber nun sah Elisabeth auch, daß das Blut in Strömen unter seinem Halsbande hervorquoll und er sich nicht länger aufrecht zu erhalten vermochte. Er stürzte zu Boden und riß die wilde Katze, in deren Seiten er seine Zähne eingegraben, mit sich nieder. Vergebens suchte sie sich los zu arbeiten; erst als der letzte Hauch den armen, bis zum Tode getreuen Bravo verlassen, gelang es ihr, sich zu befreien.

Elisabeth sah sich nun der Willkür des raubgierigen Thieres preisgegeben. Man behauptet, daß etwas in dem Gesichte des Ebenbildes Gottes läge, was die Herzen der niederen Wesen seiner Schöpfung muthlos mache; und wirklich schien es, als ob eine solche unsichtbare Macht den drohenden Schlag im gegenwärtigen Augenblicke aufhielte. Die Augen des Ungeheuers und des knieenden Mädchens begegneten sich, als Ersteres still stand, den besiegten Feind und das gefallene Junge zu betrachten. Doch der Anblick des todten Kindes erweckte von Neuem die Wuth der Mutter. Ihre Augen sprühten Feuer, sie streckte die Klauen aus und peitschte wüthend mit dem Schwanze den Boden.

Elisabeth, unfähig, sich zu bewegen oder aufzustehen, faltete ihre Hände zum Gebet, hielt aber die Augen immer noch fest auf den schrecklichen Feind gerichtet. Todtenblässe hatte ihr Gesicht überzogen. Der Augenblick des fürchterlichen Endes schien jetzt gekommen, und sie ergab sich demuthsvoll dem harten Geschick, als sie ein Rauschen in den Blättern hinter sich vernahm. „Pst! Pst!“ flüsterte eine leise Stimme, „bückt Euch; Euer Hut verdeckt mir den Kopf des Thieres.“

Mehr unwillkürlich, als in Folge des Befehls, ließ unsere Heldin das Haupt vorn übersinken, und vernahm gleich darauf den Knall der Büchse, das Zischen der Kugel und das Geschrei des wüthenden Thieres. Jetzt blickte sie wieder auf und sah, wie der Panther, Aeste und Zweige mit sich umreißend, zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblicke stand Lederstrumpf neben ihr, laut ausrufend:

„Komm', Hektor, komm', alter Thor! so ein Thier hat ein zähes Leben und könnte leicht noch einmal aufspringen, was dir schlecht bekommen würde.“

Trotz der heftigen Bewegungen und wüthenden Geberden der verwundeten Pantherin, die noch einmal mit zurückgekehrter Kraft sich zu erheben strebte, blieb Natty ruhig und furchtlos vor den beiden Mädchen stehen, bis er seine Büchse wieder geladen und mit einem zweiten Schuß jede Spur des Lebens in der Bestie vertilgt hatte.

Der Tod ihres schrecklichen Feindes erschien Elisabeth wie eine Auferstehung aus dem eigenen Grabe, obwohl sie die ganze Stärke ihres Gemüthes bei der furchtbar drohenden Gefahr bewahrt hatte. Wäre sie allein gewesen, so würde sie gewiß die besonnensten Maßregeln ergriffen haben, um sich zu retten; doch mit der leblosen Schwester war Flucht eine unmögliche Sache. So furchtbar auch der Anblick der gereizten Pantherin war, hatten Elisabeth's Augen dennoch unverwandt auf ihr geruht; und noch lange nach diesem Ereigniß erschien ihr die wüthende Gestalt des Thieres in ihren Träumen und störte ihren sanften Schlummer.

Die Beschreibung des Erwachens Louisens und der Dankbarkeit der beiden Mädchen überlassen wir der Einbildung unseres Lesers. Lederstrumpf hörte die warmen Ausbrüche von Elisabeth's Erkenntlichkeit zwar mit gutmüthiger Freundlichkeit, aber doch auch mit einer Sorglosigkeit, die deutlich bewies, welchen geringen Werth er selbst auf seinen geleisteten Dienst legte.

„Schon gut, schon gut!" sagte er; „laßt es nur gut sein; wir wollen ein andermal davon sprechen, wenn Ihr es wünscht. Kommt, kommt, laßt uns auf den Fahrweg gehen; Ihr habt Angst genug ausgehalten, und werdet Euch nach Eures Vaters Hause zurück sehnen!"

Mit diesen Worten führte er die Schwestern, die wegen Louisens Schwäche nur langsam gehen konnten, bis an den Fahrweg und trennte sich hier von ihnen. Durch den Anblick des jetzt zu ihren Füßen liegenden heimathlichen Fleckens ermuthigt, fühlten sie sich stark genug, den Rest des Weges ohne Schutz zurückzulegen.

Schweigend schritten die Mädchen neben einander her nach Hause, voll Dankgefühl gegen die Vorsehung für ihre wunderbare Rettung vom gewissen schrecklichen Tode.

Lederstrumpf blieb noch einige Augenblicke auf dem Rande des Berges stehen, ihnen nachblickend, bis eine Krümmung des Weges sie seinen Augen entzog. Dann pfiff er seinen Hunden, warf die Büchse über die Schulter und kehrte langsam wieder in den Wald zurück.

„Es war eine gefährliche Lage, worin ich die jungen Dinger fand," sprach Natty zu sich selbst, indem er sich den Todten wieder näherte. „Der Anblick einer wüthenden Pantherin, das zerrissene Junge neben sich, könnte eine Frau von gesetzteren Jahren in Angst setzen. Ich möchte doch wissen, ob ich das Thier mit einem Schuß getödtet hätte, wenn ich auf's Auge, statt auf den ganzen Kopf gezielt hätte? Aber solche Bestien haben ein zähes Leben, und es war doch ein guter Schuß, wenn man bedenkt, daß ich nur den Kopf und ein Stückchen Schwanz sehen konnte!"

Mit diesen Worten machte sich der alte Lederstrumpf darüber her, dem Panther mit Hülfe seines blanken Waidmessers das buntgefleckte Fell abzuziehen. Nach geschehener Arbeit rollte er es zusammen, steckte es in die Jagdtasche und schritt tiefer in die dichte Waldung hinein, neuen Abenteuern entgegen.

Von diesem Tage an durfte er, ohne Temple's Gesetze fürchten oder jene Strafe für einen zur Unzeit geschossenen Hirsch bezahlen zu müssen, nach Herzenslust seinen Hang zu den Jagdfreuden befriedigen, und hat Zeit seines Lebens noch manchen feisten Rehbock, manchen stattlichen Sechszehnender sicheren Schusses erlegt. (Erzählt nach Cooper.)

Der Meister und das Kind.

In geist'ger Zeugungsqual, vertieft in Seelenfleiß,
Vom wallenden Geblüt die Stirn, die Wange heiß,
Lag Meister Heinrich*) spät, längst war es Mitternacht,
In seinem Kämmerlein auf ein Gebild bedacht;
Ein Bild, das weit ab fern vor seiner Seele stand
Und, wenn es näher trat, in Luft zerfloß und schwand. —

*) Johann Heinrich v. Dannecker wurde am 15. Okt. 1758 von unbemittelten Eltern geboren. Durch Fleiß und ernstes Studium wurde er einer der berühmtesten Bildhauer. Sein herrlichstes Werk ist seine Christus-Statue, ein kolossales Marmorbild, welches gegenwärtig in Petersburg sich befindet. Das mitgetheilte Gedicht bezieht sich auf dieses Kunstwerk. Dannecker starb als würtemb. Hofrath und Professor der bildenden Künste. Sein ganzes Leben spiegelte seine kindliche Frömmigkeit wieder; und obgleich er mit Fürsten und Herren, mit Gelehrten und Künstlern viel Umgang hatte, so blieb er bis an sein Ende der einfache, schlichte Mann. Br.

Nicht war's zum ersten Mal, daß Solches ihm geschah;
Er lag schon mondenlang gar manche Nacht so da,
Hinschauend unverrückt, dort, wo das hohe Bild
In gold'ner Ferne stand, in Purpurduft verhüllt. —
Jetzt auch, er trat hinzu, und — wieder war es Wahn! —

Da sprach er zu sich selbst: Ist es auch wohlgethan,
Ist es nicht Eitelkeit, ist es nicht sündhaft kühn,
Daß deine Kreatur mit thörichtem Bemüh'n
Das fleischgewordne Wort, der ew'gen Liebe Sohn,
Der unerschaffen ist, erschaffen will aus Thon?
Daß ich in todte Erd' einbannen will den Geist,
Der mich aus Erd' und Tod, aus meinen Banden reißt? —
Schau' in mein Herz, o Herr, und sende mir Bericht,
Ob ich im Unrecht bin; denn sieh', ich weiß es nicht! —
Zwar sprech' ich mich nicht frei, daß Lob und Ruhm und Ehr',
Wenn ich mein Werk vollbracht, mir große Freude wär',
Und wenn dies Schwachheit ist und eitler Dünkelsinn,
Gesteh' ich, daß ich schwach, und daß ich eitel bin.

Doch sagen darf ich auch, dir, der mich jetzt befragt,
Dir, dem Allwissenden, dem Keiner Lügen sagt,
Daß meiner Wünsche Ziel nicht Lob ist, Ehr' und Ruhm;
Nein! mein geliebtes Werk, in deinem Heiligthum,
In einer Kirche sieht mein Geist es aufgestellt,
Wie hier, o höchster Lohn! — ein Büßer niederfällt,
Dir das zerknirschte Herz als Sühnungsopfer bringt;
Hier unverdiente Noth zu deinen Füßen sinkt;
Hier sich der Gläub'ge stärkt, der Zweifler sich bekehrt,
Der Greis als Richter dich, das Kind als Vater ehrt!
Die Alle seh' ich schon im Geist vor diesem Bild,
Vor deinem Bilde, Herr, aus dem du liebend, mild,
Du selbst! barmherziglich auf sie herniederblickst,
Erquickend sie mit Trost, wie jetzt du mich erquickst.

Und nun, nachdem der Mond viermal seit jener Nacht
Sich vom Gebirg' erhob in voller Silberpracht,
Der Winter war entfloh'n, der Maitag blüthenweiß:
Da sitzt noch immerfort mit angespanntem Fleiß
Herr Meister Heinrich da vor seinem heil'gen Bild,
Ist ganz von seinem Werk, von seinem Gott erfüllt,

Und bessert streng und fromm mit kunstgeübter Hand
An Fuß, an Haar, an Haupt, am wallenden Gewand.
Doch endlich steht er auf und blickt empor und spricht:
Es mag vollendet sein, vollkommen ist es nicht.
Ja sündlich wär' es, Herr, wenn ich begehren wollt',
Daß meiner Hände Werk dem Bilde gleichen sollt',
Das deine Gnade mir in jener Nacht gezeigt,
Als ich im tiefsten Geist mein Knie vor dir gebeugt,
Als ich der Neigung Lust aus meinem Herzen wies
Und meinen Willen, Herr, dem deinen überließ.
Ach! da erschien Er mir in lieblicher Gestalt,
Wie er auf Erden einst als Mensch umhergewallt,
Als Lehrer, Tröster, Freund, in demuthsvoller Kraft,
Als Todbesiegender, als Licht der Wissenschaft.
O liebt und glaubt und hofft, und Leiden werden Lust!
So sprach der reine Blick, die Rechte auf der Brust,
Die Linke rückgebeugt, und eben wendend sich,
Schien Er zu sagen: **Kommt, der Weg zum Heil bin ich!**

Armselig thönern Bild, wie leblos stehst du da!
Wie gar nicht bist du der, den ich in Wolken sah!
Ist das die reine Stirn, der Braune heimlich Leid,
Des Auges tiefer Blick, des Mundes Mildigkeit? —
Und hastig setzt er sich und nimmt sein Werkzeug für.

Da klopft ein Fingerlein bescheiden an die Thür.
Des Nachbars Mägdlein tritt, ein zartes Kind, herein,
Neunjährig, klug und schön, ein kleines Engelein.
„Es grüßt Euch," spricht sie hold, „Vater viel tausend Mal
Und ladet freundlich Euch, Meister, zum Mittagsmahl."
Und wie Herr Heinrich nun dem Kind in's Auge blickt,
Da denkt er bei sich selbst: Dich hat mir Gott geschickt!
Die reine Unschuld du, auf dir soll es beruh'n,
Ob ich mein Werk gethan, ob fürder was zu thun.
Kein Menschenauge sah, was ich seit jener Nacht
Mit stillverborg'nem Fleiß in Einsamkeit vollbracht;
Nicht Haß verdamme mich, nicht schmeichle mir die Gunst;
Sei du, holdselig Kind, der Richter meiner Kunst.
Und freundlich bei der Hand nimmt er das Töchterlein
Und stellt sie vor das Bild, und sagt: „Wer mag das sein?"
„Ei, Meister," spricht das Kind, „der Heiland ist's, der Christ!"
„„Und woher weißt Du das?"" — „Nun, weil er einzig ist." —

Da stand Herr Heinrich stumm, in Thränen sel'ger Lust,
Er hob das Mägdlein auf, er drückt' es an die Brust
Und dankte freudig Gott und wußte sonnenklar,
Daß nun sein Werk vollbracht, daß es gelungen war.

Wie ein Tagelöhner den Sonntag zu Ehren bringt.

Vor einigen Jahren kommt im Frühjahr ein Tagelöhner zu einer Gutsherrschaft in Alt-Vorpommern. Sein Anliegen ist, ob er nicht eine Wohnung bekommen kann. Da der Bittsteller dem Gutsherrn in seiner Arbeit brauchbar zu sein scheint, so wird ihm eine Wohnung zugesagt, die gerade offen steht. Der Tagelöhner hat noch ein Aber, ehe er mit dem Herrn über die Wohnung fertig wird. „Am Sonntag kann ich nicht arbeiten, weil das wider Gottes Gebot ist; ist mein Herr damit nicht zufrieden, dann muß ich leider von der Wohnung abstehen." So kommt der Tagelöhner gerade damit heraus, wie's ihm um's Herz ist. Der Herr sieht sich noch einmal den kräftigen Mann an, denkt, das mit der Sonntagsarbeit wird sich schon finden, wenn ich ihn nur erst unter mir wohnen habe, und denkt dabei, der Mann solle nur kommen.

Zur bestimmten Zeit bezieht der Tagelöhner seine Wohnung und zeigt sich fortan als ein treuer und fleißiger Arbeiter. Seinem Herrn gefällt das sehr wohl, daß er zu solchem Arbeiter gekommen ist. Mittlerweile naht der Sommer heran. Die Sonntagsarbeiten nehmen auf dem Gut ihren Anfang. Wie alle Uebrigen, so soll auch der neue Ankömmling mit heran. Der Herr thut, als wenn sich das von selbst verstände. Aber wie er auch thut, der neue Tagelöhner vom Frühjahr her versteht die Sache anders. Er bittet ihn von der Sonntagsarbeit auszunehmen, wie er das vor seiner Ankunft ausbedungen. Der Gutsherr macht seine Vorstellung immer ernstlicher und drohender. Aber der Tagelöhner bleibt dabei: „Ich kann nicht anders, ich muß in dieser Sache Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Der Gutsherr läßt damit diesen Wunderling stehen und ist entschlossen, ihm die Wohnung wieder aufzukündigen, sagt aber noch nichts, sondern will vorher den Mann und sein Thun noch etwas mit ansehen. Er weist ihm ein Stück Arbeit an, das er mit einigen Andern zur bestimmten Zeit fertig haben soll.

Absichtlich sieht er sich nicht weiter darnach um, sondern bleibt in gehöriger Ferne davon. Der Tagelöhner macht seine Arbeit fleißig und gut, gerade als wenn sie unter seines Herrn Auge geschähe. Oftmals ermuntert er seine Mitarbeiter, wenn die ihres Herrn Abwesenheit sich zu Nutze machen wollen, zum Fleiß und zur Treue. Auch mit manchem Wort redet er unter der Arbeit seine Mitbrüder an zum Heil ihrer Seelen; er macht sie damit bekannt, was es heißt, seines Glaubens zu leben, und wie die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist. Dabei suchte er sich in seinem Wandel lauter und unsträflich vor Gott zu halten.

So oft in der Erndtezeit die Mahlzeit im Freien gehalten wurde, schämte er sich nicht, im Beisein Aller sein Tischgebet zu sprechen. Das Wort Gottes: „saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi“ (Eph. 5, 20.), lag ihm mehr an, als aller Hohn und Spott, der dabei nicht ausblieb. Manchem ging das zu Herzen, und mancher folgte seinem Beispiel.

Dem Gutsherrn blieb das nicht verborgen, daß es wohl gut sei für Hof und Leute, wenn ab und zu noch ein anderer Same ausgestreut würde, als der alle Frühjahr und Herbst in den Acker gesäet wird. Er sah, daß er bei dem Tagelöhner nicht zu kurz komme, der am Sonntag nicht mitarbeiten wollte. Er merkte, daß solche Tagelöhner, die nach Gottes Wort und nach Gottes Gebot am Sonntag keine Wochenarbeit thun, in der Woche Andern durch Fleiß und Treue wieder weit vorauskommen. Darum ließ er den, welcher fort sollte, ruhig in seiner Wohnung und dachte: „Wären doch Alle deine Tagelöhner so wie der Eine!“

Sonntag.

Sei mir gegrüßt, mit Freudentönen
Sei, heil'ger Tag des Herrn, gegrüßt;
Du, der des Lebens Fest zu krönen,
Das Leben heiligt und versüßt!
Du bist vom Herrn ein Gnadenzeichen,
Vor deinem milden Licht entweichen
Die trüben Wolken dieser Zeit.
Da darf ich ganz dem Himmel leben,
Kann freier mich zu Gott erheben
Im Vorgefühl der Ewigkeit.

(F. A. Köthe.)

Die Siamesen und der weiße Elephant.

Durch die Umwälzungen in China ist das Königreich Siam, welches früher den Chinesen tributpflichtig war, ebenfalls bekannter geworden, als es bisher gewesen ist. Es dürfte nicht uninteressant sein, hier Einiges über dieses merkwürdige Volk mitzutheilen. Siam liegt in der Mitte der hinterindischen Halbinsel und wird von einem König beherrscht, der sich Kongluang, d. i. Herr über Alles, Allmächtiger, nennt. Kein Siamese wagt es, aus Ehrerbietung den Namen des Königs zu nennen, noch weniger zu schreiben. Eine Audienz haben, heißt: seine goldenen Füße erreichen; er hat es gehört, heißt: es ist an seine goldenen Ohren gelangt. Die Siamesen oder Thai, d. i. Freie oder Franken, gehören der mongolischen Race an, haben ein plattes, breites Gesicht, gelbe Hautfarbe, hervorstehende Backenknochen und kleine geschlitzte Augen. Ihr Charakter wird in der Hauptstadt nicht vortheilhaft geschildert; im Innern des Landes soll dagegen Treue, Redlichkeit und Höflichkeit noch zu finden sein. Die Despotie hat das Volk ganz entwürdigt; denn selbst vor den Ministern liegen die Siamesen auf den Knieen und wagen kaum den Kopf zu erheben. Der erste Minister muß sich täglich zweimal vor dem Könige zu Boden niederwerfen.

Bei Crawfurd's Audienz vor dem Könige fand er 6 bis 8 Elephanten mit Reitern im Ornat als Thorwachen vor dem aus Backsteinen erbauten Palaste des Königs; durch Höfe auf Pflasterwegen ging es zum innersten Gebäude, aus welchem Pfeifen, Trommeln und Tamtams ertönten. Wachen mit schwarzen, glänzenden Schildern und Streitäxten standen im Audienzsaale, einer Halle, von einer doppelten Reihe hölzerner Pfeiler getragen. Am Ende dieser Halle erhob sich der Thron. Alle Anwesenden hatten sich zu Boden geworfen, selbst der Thronerbe; keiner rührte ein Glied, als die englische Gesandtschaft eintrat, keiner wagte auch nur einen Seitenblick zu thun. Da endlich rauschte der Vorhang und die siamesische Majestät saß, einem Götzenbilde ähnlich, auf dem Throne. Die Führer der Gesandtschaft stürzten zur Erde und krochen zum Throne; die Europäer nahmen ihre Hüte ab, die Liste der Geschenke wurde verlesen, alle Fragen des Königs wurden durch die Reihe der zur Erde gestreckten Throndiener bis zum Dolmetscher fortgewispert, eben so ging die Antwort zurück. Der Vorhang rauschte zu, laut schallten Blasinstrumente, laut schrie das Volk, klopfte

mit dem ganzen Hofe sechsmal mit der Stirn auf den Boden, dann erst nahmen die bisher kauernden und kriechenden Prinzen und Minister in sitzender Stellung ihre Polster ein, was früher keiner wagen durfte.

Noch tiefer, als in politischer Beziehung, steht das Volk in religiöser Hinsicht. Die Volksreligion ist der Buddhismus, und in zahllosen Tempeln werden Götzenbilder verehrt. Eine besondere Verehrung aber genießen die weißen Elephanten. Eines dieser Thiere, welches als der Stellvertreter Buddha's auf Erden betrachtet wird, hat sogar einen sehr schönen Tempel zu Bangkok und einen Palast.

Aus besonderer Gunst wurde kürzlich französischen Seeleuten gestattet, seine geheimnißvolle Wohnung zu besichtigen, wobei der oberste Priester sie empfing.

Dieses Thier scheint den heiligen Charakter, womit die Unwissenheit der Menschen es bekleidet, zu begreifen; es legt eine außerordentliche Gravität an den Tag. Es trägt an seinen Beinen goldene, mit Edelsteinen besetzte Ringe, und das Diadem seines Kopfes ist mit Perlen und Diamanten besetzt. Jeden Tag, bei Sonnenaufgang, erscheint der Elephant auf der Schwelle seines Tempels und gibt das Zeichen zum Gebet, indem es gen Himmel blickt und seinen vergoldeten Rüssel in die Luft erhebt.

Stirbt ein solcher Elephant, so entsteht Landestrauer, und erst dann, wenn ein neuer gefunden und eingebracht ist, bricht der Jubel des Volkes auf ungestüme Weise aus. Im Jahre 1853 starb auch ein heiliger Elephant; und da das Volk meinte, der Oberpriester habe ihn versäumt, so rottete es sich zusammen, eilte auf den Palast zu und wollte den Priester tödten. Nur mit größter Mühe konnte er der Wuth des Volkes entzogen werden.

Wer einen weißen Elephanten entdeckt, erhält eine Silberkrone und ein von allen Abgaben freies, bis in's dritte Glied fortzuerbendes Landgut. Die weißen Elephanten werden nie, selbst von Königen nicht geritten; jeder bekommt seine prächtige Wohnung und 10 Wärter zur Bedienung.

Im Jahre 1828 begann der Missionar Gützlaff in Bangkok, der Hauptstadt des Landes, die evangelische Mission, und seit 1832 haben verschiedene Gesellschaften hier ihre Missionsstationen errichtet. Schulen sind eingerichtet, Buchdruckerpressen sind thätig, und so dürfen wir hoffen, daß dem Volke Siams bald eine bessere Zukunft entgegen leuchten möge.

Bleibe bei deinem Stande.

Dieses Sprichwort darf nicht so verstanden werden, als solle der Mensch nicht weiter streben, als solle er das bleiben, was sein Vater gewesen. Das würde zu dem indischen Kastenwesen führen, wo der Sohn eines Bauern wieder Bauer wird, und der Sohn des Priesters wieder ein Priester. Wir verstehen das Sprichwort so: Wer ein gutes Handwerk versteht, der übe es und wolle kein Künstler werden, denn das taugt nicht. Bist du z. B. ein geschickter Anstreicher, so bist du noch lange kein Maler. Vergiß es nie: Handwerk hat einen goldenen Boden. Ich denke dabei an einen Mann, den ich sehr gut gekannt habe und mit dem ich oft an einem Tische gesessen; er hieß Heinrich A..r.

Dieser Heinrich besaß ein kleines schuldenfreies Ackergut und war dabei ein sehr geschickter Schreiner, dessen Arbeiten gesucht waren und gut bezahlt wurden. Seine Familienverhältnisse waren die glücklichsten, denn er hatte eine liebenswürdige Frau und gutgeartete Kinder. In seinen freien Stunden, namentlich an Sonntagen, las er nützliche Schriften, besonders über Astronomie. Dieses brachte ihn dazu, sich auch in der Mathematik zu üben. Das war Alles recht gut und lobenswerth, denn er versäumte dabei weder seinen Acker, noch sein Handwerk. Nun kam er auf den Gedanken, ein Planetarium zu verfertigen, d. h. eine künstliche Darstellung unseres Planetensystems; wo also die Sonne, die Erde und die übrigen Planeten dargestellt waren. Das war eine schwierige Aufgabe, und es gehörte nicht nur viele Zeit, sondern auch bedeutende Auslagen dazu. Heinrich gab sich jedoch muthig an's Werk, und nach und nach konnte man sehen, was der Mann schaffen wollte. Gelehrte Männer besuchten ihn, freuten sich über die schöne Arbeit und ermunterten ihn. Ja, einige dieser Männer schrieben sogar an den König von Preußen, und dieser antwortete, der Mann solle fleißig weiter arbeiten und einen Kostenanschlag einreichen, und wenn das Werk gelänge, so solle es im königlichen Kunstkabinet eine Stelle finden. Viele Jahre gingen hin, aber endlich stand das schöne Werk vollendet da. Dasselbe wurde durch ein künstliches Räderwerk getrieben, und die Erde und alle übrigen Planeten bewegten sich in ihren Bahnen um die Sonne, und — was das Schönste war — im richtigen Verhältnisse. Auch konnte man am Monde deutlich den Mondwechsel beobachten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hätte der Mann nun sein Werk abgeliefert, so würde er, wenn es auch nicht ganz einem Kunstwerke entsprochen hätte, nicht nur seine Kosten, sondern auch ein königliches Gnadengeschenk erhalten haben; allein er ließ sich von einigen Freunden einen Rath ertheilen, den er nicht hätte befolgen sollen. Diese meinten nämlich, er solle sein Planetarium in den größeren Städten vorher ausstellen, das würde ihm ein schönes Geld einbringen, und dann könne er es immer noch nach Berlin schicken. Wie gesagt, er befolgte diesen Rath, begab sich auf Reisen und verzehrte mehr, als ihm sein Werk einbrachte. Natürlich, der große Haufe sieht lieber einem Seiltänzer zu, als daß er ein Kunstwerk in Augenschein nimmt, von dem er wenig versteht. Heinrich ging immer mehr in seinen Verhältnissen zurück, und in Berlin wollte man ein Werk, was schon im Lande zur Schau gestellt, nun auch nicht haben. Es mögen aber auch noch andere Gründe vorhanden gewesen sein. Was war nun die Folge? Heinrich war in eine Lebensweise gerathen, die mit seinen ländlichen Verhältnissen nicht mehr übereinstimmte; er hatte dazu die Lust zu seinem Handwerk verloren, und es ging jetzt so schnell mit ihm bergab, daß der Kaufpreis für sein Planetarium nicht einmal ausreichte, seine Schulden zu bezahlen. Seine gute Frau überlebte den Verkauf des kleinen Ackergutes nicht. Heinrich zog jetzt in eine große Stadt, um als geschickter Arbeiter an Maschinen zu arbeiten; allein seine Verhältnisse wurden immer trauriger, und er entschloß sich endlich, nach Amerika auszuwandern. Möge ihm im fernen Westen ein besseres Geschick geworden sein! Aber — und damit stimmt der Leser wohl überein — wenn er ruhig bei seinem Stande geblieben wäre, hätte seinen Acker bestellt und sein Handwerk redlich geübt: so würde er jetzt in seiner Heimath ein zufriedenes Leben haben führen können, und im Kreise der Seinigen einem glücklichen Lebensabend haben entgegen sehen können.

Viel und Wenig.

Es gehört eines Theils so Wenig und doch andern Theils wieder so Viel dazu, zufrieden zu sein. Das mein' ich so: Wenig Erdengut gehört dazu, zufrieden zu sein; denn wahrlich! viel Hab' und Gut und Geld braucht's nicht! Wäre die Zufriedenheit

daran gebunden, so wär's ja schlimm bestellt um so Viele; aber das ist's nicht. — Die des Geldes, Gutes und der Habe so viel haben, daß sie oft nicht wissen, wohin damit, du lieber Gott! die können in ihren Häusern oft am hellen Tage mit Lichtern die Zufriedenheit suchen, und finden sie nicht. Und meist sind die, die ihr kümmerlich Auskommen, trockenes Brod, Kartoffeln und Salz haben, zufriedener, als die, die in Purpur und köstlicher Leinwand einhergehen und leben alle Tage herrlich und in Freuden. Ja, es gehört Wenig dazu, zufrieden zu sein, und die des Geldes so viel haben, können sie damit nicht kaufen, wenn sie auch wollten. Und doch gehört wieder so Viel dazu, viel Himmelsgut! Gottselig sein und sich begnügen mit dem, was man hat. Es setzt einen Glauben an den Herrn voraus, der seine Wurzeln tief in das Innerste der Seele hineingesenkt hat und fest steht und grünt, blüht und Frucht trägt in Gerechtigkeit; es setzt voraus, daß man fleißig und innig und mit kindlichem Vertrauen zu dem Herrn betet: „Herr, mach's, wie du willst!" Es setzt voraus eine reiche Liebe, wie sie der Apostel Paulus 1. Korinther 13 preiset, die Andern gönnet, was sie haben, und nicht scheel sieht, wenn's dem Bruder wohl gehet. Dies ist gewiß Viel, und kaufen kann man's nicht.

Aber wie gelangt man dazu?

Schlagt 'mal die Bibel auf: Matthäi 7, Vers 7. Da hat unser Herr Christus das Recept dazu geschrieben, und die weitere Anweisung zum rechten Gebrauch leset ihr Matthäi 6, 19—21 und in Allem, was vom sechsten Verse an voran stehet. Thuet also, so gewinnet ihr das Viel und das Wenig, was zur Zufriedenheit Noth ist.

Einerlei Speise und dreierlei Geschmack.

„Liebe Brüder!" sagte ein frommer Abt einmal bei Tische, „laßt euch einen Traum erzählen, den ich in dieser Nacht hatte."

„Mir war's, ich sitze mit drei Brüdern beim Abendbrod. In dem Munde des Ersten wurde das trockene Gerstenbrod zu Honig; in dem Munde des Zweiten blieb es, wie es war; dem Dritten aber verwandelte es sich gar in Wermuth. Woher kam es nun, daß einerlei Brod dreierlei Geschmack hatte?"

Die Brüder wußten den Traum nicht zu deuten, und schwiegen. Endlich sprach der Abt: „Der Erste genoß sein Stücklein Brod mit Dank und Andacht; der Zweite aß es mit Gleichgültigkeit, ohne einen Gedanken an Gott; der Dritte aber verzehrte es mit innerer Unzufriedenheit, unter geheimem Murren und Klagen."

Zufriedenheit und frommer Dank gegen Gott versüßt uns jeden Genuß; Unzufriedenheit und Undankbarkeit gegen Gott verbittert alle Freuden des Lebens.

Gottseligkeit und Genügsamkeit ist ein großer Gewinn.

Thätigkeit.

Wer lust'gen Muth zur Arbeit trägt
Und rasch die Arme stets bewegt,
Sich durch die Welt noch immer schlägt.
Der Träge sitzt, weiß nicht, wo aus,
Und über ihm stürzt ein das Haus.
Mit frohen Segeln munter
Fährt der Frohe das Leben hinunter.

Die Schutzengel.

Wie still ist's in der armen Leute Haus!
Nun bläst der Wind das einz'ge Lichtchen aus,
Das ohnehin trübselig g'nug gebrannt.
Wer hätt' dabei ein Weihnachtsfest gekannt?
Und doch ist's eins, wenn auch am kahlen Heerd
Nur Jammer hier sich selbst zu Christ bescheert.
Der Hütte nackte Wände seh'n hinein
Auf Noth und Lieb', und bergen, wie ein Schrein,
Wie ein getreuer Sarg vor'm Neugierblick
Der Außenwelt, der Eltern Mißgeschick.
Die Dunkelheit hat's redlich auch gemeint,
Indeß der Vater krank, die Mutter weint;
Die Kinder friert. Kein Köhlchen glimmt, kein Reis
Ist in der Kammer — an den Fenstern Eis!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gott half schon Manchem über Nacht und Noth; —
Vielleicht bescheert er über Nacht hier — Brod!
Die Gläub'ger nahmen g'rad das Letzte heut',
Die Decken selbst; — nur Stroh liegt noch zerstreut.
Der Vater sucht's im Dunkeln, legt's zu Hauf
Und bettet sorglich dann die Kinder d'rauf: —
„Der heil'ge Christ behüte eure Ruh'!
Schlaft, uns're Herzen decken warm euch zu."
Die Mutter schlingt um Beide treu den Arm.
Des Vaters Odem hält die Schläfer warm;
So wird die lange, bange Nacht durchwacht,
Bis daß der Tag anklopft in heit'rer Pracht. —
Und als die Sonne mild durch's Fenster grüßt
Und freundlich beider Kinder Stirnen küßt,
Da spricht zu seinem Weib der arme Mann:
„Die Sonne macht's in Treu', so gut sie's kann,
Vertritt bei unsern Kleinen Mutterstell'
Und tränkt die Durstigen aus ihrem Quell,
Und speist die Hungernden mit ihrem Licht,
Und wärmt im Schlafe sie, und weckt sie nicht;
D'rum — denk' ich — laß uns Beide suchen geh'n,
Ob wir das Mitleid auch bei Menschen seh'n.
Was meinst Du, daß wir's finden, wann und wo?
's ist heut' ja Christtag; da ist Jeder froh!
So lang' wird ihnen Sonne — Mutter sein. —
Komm', hilf mir krankem Mann empor vom Stein!"

Und sorglich hebt das Weib ihn auf vom harten Bett;
Die Kinder schlummern fort auf ihrer Lagerstätt',
Dem Bischen Stroh, durchwärmt vom Elternleib.
Dann führt den kranken Mann hinaus das treue Weib.
Sie schritten auf dem Waldweg immer zu;
Sie hatten Beide keine Rast noch Ruh',
Bis endlich sie durch eine Lichtung sah'n
Die Stadt, ach, noch so fern! — Zwei Fremde nah'n.
Jetzt an der Eltern Seite sind sie, Beid'
Mit Augen ohne Licht, doch feucht von Leid,
In falt'gen Kleidern, wie ein Priester trägt,
Da rings der Sturm blies, — Beide unbewegt,
Barhäuptig Beide und gelockt umwallt,
Wie Greise ernst, wie Jungfrau'n von Gestalt.

Die armen Eltern standen vor den Zwei'n
Und blickten staunend, wer die Fremden sei'n,
Und sprachen's schamgepreßt nur leise aus:
„Zwei Kinder frieren, hungern uns zu Haus." —
Darauf die Zwei: „Wir helfen wahrlich gern,
Doch zu gewähren steht nur bei dem Herrn!
Wollt Ihr zu ihm, wir leiten, führen Euch
Vor seinen Stuhl und an sein Herz zugleich."
Die Eltern nun besannen sich nicht lang'
Und traten gläubig an den harten Gang;
Ein Jeder von den Fremden nahm bedacht
Je ein's zur Hand, bis sie zur Stell' gebracht.

Und als sie kamen in des Herren Haus,
Da streckte er die Arme liebend aus.
Und als sie sanken vor des Ew'gen Thron,
Sprach er: „Ich weiß nun, was Ihr bittet, schon.
Wenn Liebe bittet, gibt ja Liebe gern,
Ihr kamt wahrhaftig an den rechten Herrn!
So seid willkommen hier und reich bedacht,
Die Ihr das Herz zum warmen Pfühl gemacht."
Nun hob er auf sie, schloß sie an sein Herz;
Göttlich durchrann sie jetzt ihr Erdenschmerz;
Der Kinder dachten sie und sah'n sie jetzt
Fortschlummernd Beide, warm und unverletzt;
Sie sahen in der Schläfer Träum' hinein,
Sah'n von sich selber d'rin den Widerschein,
Sah'n ob den Kindern schützend jene Zwei,
Die sie hierher geführt in Gottes Mai,
Und bebend blickten sie zum Herrn hinan,
Der aber sprach: „Hab' ich's zu Dank gethan?
Fällt doch vom Haupt kein Haar, so ich nicht zähle!
Zuckt doch kein Schmerz in eines Menschen Seele,
Den ich nicht fühle! Seht, sie schlafen süß
Und haben — d'rin Ihr seid — das Paradies!
Ja, Eu'ren Augen, treue Eltern, traut!
Denn jene Engel, die Ihr jetzo schaut, —
Die Todesengel, die hieher Euch brachten,
Schutzengel sind's für sie, getreue Wachten,
Unsichtbar werden sie bei Euren Kindern steh'n,
So lang' sie pilgernd auf der Erde geh'n. —

Und sind sie müde einst, und ruhten gerne aus, —
Schutzengel bringen sie — wie Euch — in's Vaterhaus."
(E. Duller.)

Anmerk. Eduard Duller, der Verfasser dieses schönen Gedichtes, wurde am 28. Nov. 1809 zu Wien geboren. Er hat außer Gedichten viele Erzählungen und namentlich Erzählungen historischen Inhalts geschrieben.

Das Gebet des kranken Knaben.

Vier Wochen vor seinem Heimgange saß an einem kühlen Herbstabend des Jahres 1808 ein an der Auszehrung leidender Knabe armer Tagelöhner, vom Hunger geplagt, auf einem Stuhle, mitten im engen Stübchen, — Mutter und Töchter, von denen die ältere ebenfalls krank war, um ihn her, mit Handarbeit beschäftigt. Die Eltern waren zu arm, um dem kranken Konrad die Speisen zukommen zu lassen, welche er in seiner Krankheit vertragen konnte; seine Eßlust aber war groß.

Wehmüthig faltete er die Hände, und sprach mit einem Blick in die Höhe: „Du lieber Gott! wenn du doch jetzt nur auch ein Menschenherz im Dorfe erwecktest, mir etwas Speise zu bringen und meinen Hunger zu stillen. Doch es ist jetzt nicht Backenszeit, daß man etwas Vorrath hätte. Wer sollte wohl jetzt kommen?" — — Traurig läßt er die Hände wieder sinken, während Mutter und Geschwister den Thränen des Mitleids freien Lauf lassen, weil sie dem lieben Kranken nicht zu helfen im Stande sind.

Man sitzt noch ein Viertelstündchen, indem die Töne der nahen Betzeit-Glocke die Wehmuth noch erhöhen, und das Gemüth mit Sehnsucht erfüllen nach jenem verheißenen Morgen ewiger Wonne, wo kein Wechsel des Lichtes mehr stattfindet, kein Leid und Geschrei mehr ist, weil Gott alle unsere Thränen von unseren Augen abwischen wird. Die Thränen jener armen Leute aber sollten schon eher getrocknet werden. Denn kaum ist Licht angezündet, um in Gottes Namen die unterbrochene Arbeit wieder fortzusetzen, da hört man hart am Fenster Jemand pfeifen. Vor Neugierde tritt eine der Schwestern hin, zu sehen, was das zu bedeuten habe. Ein wohlgekleideter Stadtbewohner, der seinem Knechte mit den Jagdhunden gepfiffen hatte, fragte um Erlaubniß, sich in der

Stube wärmen zu dürfen. Ungern gestattet dies die sorgsame Mutter, weil sie nach den rohen Ausdrücken des Gastes nicht viel Gutes bei ihm vermuthet. Abschlagen konnte sie indeß die kleine Gefälligkeit auch nicht. Er zieht also mit Knecht, Gewehr und Hunden in das enge Stübchen ein, in welchem der wohlgeheizte Ofen einladende Wärme verbreitet. Sogleich aber fällt ihm der in der Mitte sitzende Knabe auf.

— „Wo fehlt's dem Jungen?" fragte er. — Er hat die Auszehrung. — „Ach, wenn's nur das ist. Ich dachte, er hätte die rothe Krankheit (Ruhr); da wäre ich gleich wieder umgekehrt."

Nun ward auf gut waidmännisch beim warmen Ofen getafelt. Der Knecht langte aus der geräumigen Jägertasche Wein, kalten Braten, Weißbrod und Käse hervor. „Magst Du auch etwas genießen?" fragte der Jäger den Kranken.

Wie diesem zu Muthe geworden, der so eben um Speise gebeten, und schon die Hoffnung aufgegeben hatte, daß ihm Jemand was bringen werde, das läßt sich eher denken als beschreiben. Freudenthränen über die unerwartete Erhörung flossen über die Wangen der Mutter und Geschwister. Der Knabe schlug es natürlich nicht aus, und der Jäger theilte Alles mit ihm, ließ ihn zuerst aus seinem Glase trinken, that ihm dann Bescheid, und erquickte ihn so reichlich.

Man hätte nun denken sollen, das Gebet sei erhört, und über Erwartung erhört worden; denn in seinem Leben war dem Kranken noch nie solche Erquickung zu Theil geworden. Aber nein, dabei blieb es nicht; denn was unser Gott veranstaltet, der ein Meister ist, zu helfen, das thut er nicht halb. Nachdem sich der Jägersmann näher nach den Umständen der Haushaltung erkundigt, und auch die kranke Tochter, die an einem Anfalle von der Wassersucht litt, bemerkt hatte, zog er wieder seine Straße. Keines fragte das Andere: „Wie nennt man euch?" — Aber nach einigen Tagen kommt der Knecht wieder in's Dorf, fragt nach der Familie, in welcher zwei kranke Kinder sind, und bringt derselben, aus Auftrag seiner Herrschaft, Brod, Wein und Kalbfleisch. Dies wird nun Alles für den kranken Konrad allein aufbewahrt, und reicht gerade hin bis zu seiner Vollendung, welche einige Wochen darauf erfolgte, so daß er in seiner Todesstunde den letzten Schluck Wein genoß und mit dem letzten Bissen Brod im Munde starb; denn seine Eßlust blieb sich immer gleich.

Sein Wohlthäter hatte aber auch einen Arzt aus der Stadt gesandt; und als es durch Gottes Gnade der Kunst und Sorgfalt

desselben gelungen war, die Tochter von der Wassersucht zu heilen, durfte sie zu ihrer völligen Herstellung auch ein warmes Bad gebrauchen, Alles auf Kosten jenes rauhen, aber mitleidigen Mannes.

Wer sandte wohl den Jäger her, und ließ ihn gerade bei jener Wohnung der Armuth stille stehen, die doch die kleinste und abgelegenste Hütte im Dorfe ist, da doch in der Nähe stattliche Bauernhäuser stehen und eine Schenke? Das that der liebende Vater im Himmel, der das Schreien der jungen Raben hört, und der weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn darum bitten, ja der aus Liebe zu uns seinen Sohn hingab.

Als der Kranke, der in seinem 18. Jahre heimgerufen wurde, seine Auflösung nahe fühlte, konnte er nicht Worte genug finden, Mutter und Geschwister zum treuen Festhalten an Gott, zum Vertrauen auf seine gnädige Durchhülfe zu ermahnen. „Nehmet doch in jeder Noth und Verlegenheit, sie heiße wie sie wolle, eure Zuflucht zu eurem himmlischen Vater; ihr seht ja an meinem eigenen Beispiele, wie er euch wunderbar helfen kann."

Der Wohlthäter jener armen Familie ist seitdem auch heimgegangen; allein Eltern und Geschwister des seligen Konrad leben noch; aus ihrem Munde vernahm der Seelsorger der Gemeinde diese trostreiche Geschichte. Schon oft kamen sie seitdem in den Fall, Proben ihres Vertrauens auf die Hülfe des Herrn abzulegen und seine gnädige Hülfe zu erfahren. Ihre häuslichen Umstände haben sich zwar gebessert; doch werden sie noch oft von körperlichen Leiden heimgesucht, damit ihre Seelen ganz für das Reich Gottes gewonnen werden. Zu diesem Zwecke hat gewiß jene außerordentliche Gebetserhörung in der Hand des Herrn, der die Liebe ist, das erste und kräftigste Mittel sein sollen.

Wunderbar sind die Wege des Herrn; aber immer ist ihr Zweck Rettung der Seelen, Heil und Segen. Es stärkt uns im Glauben, wenn wir den Wegen Gottes nachforschen; und unsere Pflicht ist, zur Stärkung unserer Brüder und zur Ehre Gottes öffentlich von diesen Wegen Gottes zu reden. Dein Name, o Herr, werde von uns geheiligt!

Ferdinand von Braunschweig.

Hoch lebe Braunschweigs Ferdinand!
Er schützet unser Vaterland
Mit seiner kleinen Schaar.
Der Franzmann voller Zagen flieht,
Wenn er ihn nur von Weitem sieht,
Trotz seiner großen Schaar.

Wohl über'n Rhein, wohl über'n Rhein,
In dunkler Nacht ohn' Fackelschein
Zieht kühn das Heldenheer.
Wo steckst du, Franzmann? Komm' heraus!
Sie suchen dich in Nacht und Graus;
Heran, zur muth'gen Wehr!

Ha, kann man dich bei Crefeld seh'n?
So bleibe nur ein Weilchen steh'n!
Die Heldenschaar ist nah'!
Es wogt der Kampf wohl ab und auf;
Die Leichen thürmen sich zu Hauf:
Das thut die Heldenschaar!

Hoch lebe Braunschweigs Ferdinand!
Er schützet unser Vaterland!
Es tönet Siegsgesang!
An unserm alten Vater Rhein
Glänzt Preußens Helden Ruhmesschein
Beim frohen Harfenklang.

Anmerk. Ferdinand von Braunschweig schlug am 23. Juni 1758, also im zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges, die Franzosen bei Crefeld. Er war einer der tapfersten und umsichtigsten Feldherren im Heere des großen Friedrich.

Prinz Heinrich von Preußen, einer der vorzüglichsten Feldherren Friedrich's des Großen.

Geb. 1726, gest. 1802.

Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen, ein Bruder des großen Friedrich, wurde am 18. Januar 1726 zu

Berlin geboren. Sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., ein rauher Krieger, ließ ihn auf eine harte und unwürdige Art erziehen; gleichwohl entwickelten sich in der Folge, wie wir bald sehen werden, durch das eigene Aufstreben des Prinzen, auf das Glücklichste seine herrlichen Anlagen. Eben so, wie sein unsterblicher Bruder, schien Prinz Heinrich zum Krieger geboren. Seinen ersten Feldzug machte er 1742 in Mähren als Oberster unter dem Feldmarschall Schwerin. Die erste Schlacht — bei Czaslau —, der er beiwohnte, war ein großer Sieg, der die Feinde zum Frieden nöthigte. Zwei Jahre darauf, da das Kriegsfeuer auf's Neue aufloderte, zeichnete sich Heinrich, kaum achtzehn Jahre alt, schon durch die muthige Vertheidigung der Stadt Tabor in Böhmen aus, die nur mit einer schwachen Mauer umgeben war; und 1745 am 4. Juni half er den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg gegen das österreichische Heer unter dem Prinzen von Lothringen erkämpfen.

Nun folgte ein elfjähriger Friede. In dieser goldenen Zeit berief der große Friedrich den Prinzen zu sich nach Potsdam, wo er in einem glänzenden Kreise geistvoller Männer als Weiser und als Landesvater lebte. Da fand nun endlich Heinrich, was er an dem väterlichen Hofe so lange und so schmerzlich entbehrt hatte, Nahrung für seine glühende Wißbegierde. Hier legte er sich mit rastlosem Eifer und mit dem schönsten Erfolge nicht nur auf die angenehmen, sondern auch auf die nützlichen Wissenschaften und Künste. Er trieb Musik und Malerei, beschäftigte in gleichem Verhältniß seine Einbildungskraft und seinen scharfsinnigen Geist, bildete seinen Charakter, und suchte sich durch den Schwung, den er nahm, zu der Höhe der Männer emporzuheben, die ihm als Muster vorschwebten.

Im Jahre 1752, also in einem Alter von 26 Jahren, vermählte er sich mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel. König Friedrich, der ihn liebte, ließ ihm jetzt zu Berlin einen prächtigen Palast bauen, und übergab ihm das Schloß und Domainengut Rheinsberg, wo er selbst einst so lange glücklich gewesen war.

Ein neuer Krieg rief aber jetzt beide Brüder aus der Ruhe des Friedens in das Schlachtgetümmel zurück. Es war der siebenjährige, bei welchem es auf den gänzlichen Untergang der preußischen Monarchie abgesehen war. Hier hatte Prinz Heinrich Gelegenheit, auch seine hohen militairischen Talente vollends zu entwickeln. Schon in der Schlacht bei Prag wurde, vorzüglich

durch seinen Muth und seinen sichern Blick, der glänzende Ausgang des hartnäckigen Kampfes herbeigeführt. Bei Roßbach erhielt er eine ehrenvolle Wunde, die ihn nöthigte, eine Zeit lang in Leipzig liegen zu bleiben. Gleich nach der Genesung wurde er aber von dem Könige an die Spitze seines zweiten Heeres gestellt, und von nun an theilten beide Brüder, sich einander gegenseitig unterstützend und nach einem gemeinschaftlichen Plane handelnd, die Gefahren und den Ruhm des Krieges.

Prinz Heinrich erhielt im Jahre 1758 den Auftrag, mit 25,000 Mann Hannover, Braunschweig, Brandenburg und Sachsen zu decken. Er that es mit Auszeichnung an der Spitze seines kleinen Heeres gegen einen überlegenen Feind, den er durch unentscheidende Scharmützel zu ermüden und in seinen Fortschritten abzuhalten wußte, bis König Friedrich die größeren Schläge ausgeführt oder andere Zwecke erreicht hatte. Im Jahre 1759 drang er mit Heeresmacht in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Oesterreicher, wandte sich hierauf gegen das Reichsheer und vereitelte durch weise Veranstaltungen alle Pläne der Feinde. Im folgenden Jahre stand er mit 40,000 Mann gegen die Russen; er entsetzte Breslau und machte sich den Feinden furchtbar. Freilich war er aber auch nicht immer vermögend, mit seinen viel schwächeren Streitkräften eine überlegene Macht siegreich zurückzuschlagen. Noch in dem vorletzten Feldzuge dieses denkwürdigen Krieges brachte er aber den Feinden, durch die Eroberung des Lagers bei Freiberg und seinen erfochtenen Sieg, einen so empfindlichen Schlag bei, daß sie endlich zum Frieden gestimmt wurden, der auch im Jahre 1763 glücklich abgeschlossen wurde.

Mit Ruhm gekrönt, kehrte nun Prinz Heinrich zu seinem stillen Rheinsberg, dem Sitze der Musen, zurück, wo er selige Tage würde gelebt haben, hätten nicht Personen, denen er sich mit zu großem Vertrauen hingab, seinen Familienfrieden gestört und Mißhelligkeiten angesponnen, die am Ende so weit gingen, daß er seine Gemahlin von sich entfernte. Ob er wirklich durch diese Trennung sein Dasein verschönerte, ist zu bezweifeln; denn was gibt süßern Genuß, als das Zusammenleben zweier Gatten in treuer, ehelicher Liebe und die daraus entspringenden Familienfreuden!

Im Jahre 1772 bot der sonst so gerechte Friedrich die Hand zur ungerechten Theilung von Polen, weil es schien, als könne dem Unfrieden, der in diesem Lande herrschte, auf keine andere Art gesteuert werden. Da wurden nun von dem König

dem Prinzen Heinrich die Unterhandlungen übertragen, in welchen er Friedrich's Erwartungen übertraf, und mehr erlangte, als Anfangs gehofft werden konnte.

Sechs Jahre nachher starb der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, und sein Tod veranlaßte den kurzen baierischen Erbfolgekrieg gegen Oesterreich, das einen Theil der baierischen Lande als heimgefallene Reichslehen einziehen wollte. Dem widersetzte sich aber König Friedrich als Haupt des Fürstenbundes und ließ ein preußisches Heer, dem sich auch die Sachsen anschlossen, unter der Führung seines kriegserfahrenen Bruders in Böhmen einrücken. Heinrich hatte aber keine Gelegenheit, sich in diesem Feldzuge als großer Feldherr zu zeigen; vielmehr mußte er sich aus Mangel an Lebensmitteln zurückziehen, und schon im folgenden Jahre machte der Friede von Teschen der Fehde ein Ende.

Heinrich erhielt seines königlichen Bruders Liebe und Vertrauen bis an den Tod. Als aber der große Friedrich zu seinen Vätern versammelt wurde, und Friedrich Wilhelm II., sein Neffe, den Thron bestieg, fand Prinz Heinrich nicht mehr dieselbe Achtung und Anerkennung seiner Verdienste. Darum hielt er sich entfernt von dem Hofe, und tröstete sich über den Undank seines Neffen in dem Umgang der Gelehrten, Philosophen und Künstler, die er in seinem lieben Rheinsberg um sich her versammelte. Unter ihnen erwartete er in stiller Abgezogenheit und süßer Muße das Ende seiner Tage, das aber erst 1802 im 76. Jahre seines Alters erfolgte. Friedrich II. sagte einst von ihm: „Der Prinz Heinrich ist der Einzige, der im siebenjährigen Kriege keinen Fehler gemacht."

Max von Schenkendorf's Heimgang.

„Gegrüßt am frühen Morgen, du frischer Lilienflor,
Ihr Blumen, die vor allen mein Sänger sich erkor!
Euch wähl' ich, ihn zu grüßen an seinem Freudentag,
Mit Duft und Glanze schmücken sollt ihr sein Schlafgemach."
Und schnell zum Werke schickt sich die treue Gattin an,
Das sie, ihn zu erfreuen, in stiller Nacht ersann.
Doch tritt sie erst behutsam in seine Kammer ein:
„Noch wird der Vielgeliebte wohl nicht erwachet sein."
Drin ruht der fromme Sänger, die Wangen hohl und blaß —
Wie sie ihn so erschauet, wird ihre Wimper naß.

Zu Häupten und zu Füßen stellt sie die Blumen dann,
Daß sie mit Duft begrüßen den lieben, kranken Mann.
Aus Immergrün ein Kränzlein, das sie am Abend wand,
Durchflochten und durchwoben von himmelblauem Band,
Drückt sie zuletzt dem Gatten auf's dunkle Lockenhaar.
„So krön' auch neuer Lorbeer dein neues Lebensjahr!"
Und einen Kuß noch preßt sie auf seinen bleichen Mund,
Still seufzend: „Könnt' ich küssen dich kranken Mann gesund!"
Froh des gelung'nen Werkes, schlüpft sie behend hinaus,
Zu harren seines Kommens im festlich stillen Haus!
Hier hat sie nun in Wonne des Gatten still gedacht:
„Wie wird es ihn erfreuen, wenn er vom Schlaf erwacht!
Wie wird sein Aug' erblicken die Blumen voller Lust,
Wie wird der Duft erquicken und laben seine Brust!"
Die Stunde hat geschlagen, wann sein gewohnter Gang
Ihn früh zur Gattin führet — wie weilt er heut' so lang'!
Ob Ahnung schnell umdüstert des treuen Weibes Sinn?
Sie fliegt in ängst'ger Eile zur Kammer wieder hin.
Noch schlummernd ruht der Sänger — sein blasses Angesicht
Erglänzet wie verkläret von wunderbarem Licht.
Betäubend süßes Duften erfüllt das Schlafgemach —
Ihr graut: — „Was that die Arme? — O wär' er endlich wach!"
„Mein Max," so ruft sie bangend, „noch schläfst du immerfort,
Wie ist dir? Wache, rede! O sprich ein einzig Wort!"
An seine bleichen Lippen legt sie die zarte Hand —
Umsonst, kein warmer Odem entquillt der Lippen Rand.
Der treuen Gattin Wünsche sind nun an ihm erfüllt:
Er liegt in stillem Lächeln, des Friedens Ebenbild.
Den duft'gen Blumenkelchen entstieg ein Engelchor,
Der seine Seele führte zu lichten Höh'n empor.
Noch ruht auf seinen Locken der Kranz von Immergrün, —
Wohl ward ihm nun ein bess'rer, doch dieser auch soll blüh'n.
Was er uns einst gesungen vom heil'gen deutschen Streit,
Erschallt von deutschen Zungen wohl noch in ferner Zeit.

Anmerk. Max von Schenkendorf, der echte deutsche Mann und wahre deutsche Dichter, geb. am 11. Dez. 1784, starb als Regierungsrath zu Coblenz an seinem Geburtstage 1817. Seine herrlichen Vaterlandslieder, die er zur Zeit der Freiheitskriege gesungen, leben im deutschen Volke fort.

Der Brudermörder.

Wir führen unsern Leser in das freundliche Nahethal zu dem gewerbreichen Städtchen Oberstein, welches durch seine Achatschleifereien seit Jahrhunderten berühmt geworden ist. Gegenwärtig wird zwar nicht mehr der Achat in den Bergen an der Nahe gegraben, sondern Brasilien liefert das Rohmaterial den fleißigen Bewohnern von Oberstein, die alljährlich für etwa 60,000 Thlr. geschliffene Achate und Karneole in den Handel bringen. Doch nicht dieser Gewerbszweig soll diesmal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; unser Blick ruht vielmehr auf einem Kirchlein, welches 80 bis 100 Fuß über den Häusern des Städtchens in einer Felshöhlung erbaut und von dem wir dem Leser erzählen wollen, wie und auf welche Weise es entstanden ist. Die Sage meldet darüber Folgendes. Auf dem Gipfel des Kirchfelsens stand vor alter Zeit eine Burg, wo um die Mitte des elften Jahrhunders ein Herr von Oberstein residirte, der zwei Söhne hatte, Wyrich und Emich geheißen. Wyrich, ein rauher, wilder Mann, leicht zum Jähzorn geneigt, war der älteste, Emich, ein sanfter, liebenswürdiger Jüngling, das Ebenbild seiner Mutter, einer von Lichtenberg, war der jüngste. Als der alte Herr von Oberstein im Sterben lag, eilte der Oheim der beiden Söhne, der Abt von Tholei, herbei, um Bruderzwist wegen der Erbschaft zu verhüten. Es nahm auch den Anschein, als sei ihm das Werk gelungen, und er kehrte nach dem Begräbniß seines Bruders in seine Abtei zurück.

Obgleich die Burg zu Oberstein dem jüngsten Sohne zugefallen, so behandelte Wyrich seinen Bruder dennoch wie einen Untergebenen und befahl ihm, die Burg zu hüten, weil er gesonnen sei, die Grafen von Sponheim heimzusuchen. Emich fühlte sich nach der Abreise seines Bruders sehr einsam auf der Burg, und da der goldene Friede in den Gauen herrschte, also kein Ueberfall zu gewärtigen war, zog es ihn zu seinem Oheim, dem Herrn von Lichtenberg und dessen Tochter, der liebenswürdigen Imagina. Der Lichtenberger freute sich über den Besuch seines lieben Vetters; Imagina aber fühlte, daß eine brennende Röthe ihr Gesicht überzog, als der stattliche Ritter ihr so herzinnig die Hand drückte. Einige Tage später legte der Vater die Hände eines jungen Brautpaares segnend in einander. Emich und Imagina fühlten sich glücklich. Eine Sorge aber lastete noch auf dem Herzen des Herrn von Lichtenberg: seine

Lehen waren meistens Mannlehen des Trierer Bisthums, und da er keine männlichen Erben hatte, so stand zu erwarten, daß die schöne Besitzung für Imagina verloren gehen würde. „Mein Sohn," sprach eines Tages der alte Lichtenberger, „Dein Oheim, der Abt zu Tholei, vermag sehr viel in Trier, eile deshalb hin und bitte ihn, daß er ein Wort für Dich spreche, damit meine Lehen in Kunkellehen*) verwandelt werden." Emich gehorchte; der Abt von Tholei hieß ihn willkommen und begleitete ihn nach Trier, wo ihre Bemühungen vom besten Erfolge gekrönt wurden, denn mit der wichtigen Urkunde konnten sie den Heimweg antreten. Kaum in Tholei angekommen, erkrankte der Abt, und so gern auch Emich zu seiner Braut geeilt wäre, so hielt ihn doch jetzt die Pflicht der Dankbarkeit ab; er pflegte den geliebten Oheim mit kindlicher Treue.

Inzwischen war Wyrich zurückgekehrt. Die Zornesader schwoll ihm hoch auf, als er den Bruder nicht daheim fand. Schon am zweiten Tage eilte er nach Lichtenberg. Beim Anblick der holden Imagina vergaß er des Bruders, und es stand sein Entschluß fest, um die Hand der Nichte zu werben. Sowohl der alte Lichtenberger als auch seine Tochter setzten voraus, daß Wyrich mit dem Vorgefallenen bereits bekannt sei, und fanden deshalb seine Freundlichkeit gegen die Jungfrau natürlich. Wenn aber Emich's Name genannt wurde, so verfinsterte sich das Gesicht Wyrich's, und Imagina fühlte sich beklommen und geängstigt. Eines Tages wollte Wyrich wieder einen Besuch auf Lichtenberg machen, als er Hufschlag auf dem Burgplatze vernahm. Er schaute zum Fenster hinaus und sah, wie sein Bruder Emich vom Pferde stieg. Als dieser in den Saal trat, wartete Wyrich seinen Gruß nicht ab, sondern rief ihm entgegen: „Wo bist Du gewesen? Warum hast Du die Burg verlassen?"

Emich sah erstaunt den Bruder an und erzählte ihm unbefangen den Grund seiner langen Abwesenheit und schloß mit den Worten: „Du solltest Dich über mein Glück freuen, lieber Bruder, daß Imagina meine Braut ist und daß ich im Besitz dieser wichtigen Urkunde bin, laut welcher der Besitz auf die Theure meines Herzens übertragen worden."

*) Frauenlehen.

Der Brudermörder.

Tapferste unter den Tapfern; wo der Feind am dichtesten, da stürzt er sich in den Kampf. Aber der Tod flieht ihn, unstät und flüchtig soll er sein, wie der erste Brudermörder. Eine namenlose Sehnsucht erfaßt ihn endlich zur Heimath. Er tritt die Rückreise an und erreicht das Vaterland. Sein erster Gang war in die Kirche des Disibodenberges, wo zum ersten Mal ein Thränenstrom die Qualen seiner Brust milderte. Der greise Abt saß im Beichtstuhl. Wyrich kniete nieder und bekannte seine Sünden. Als er die lange und schwere Beichte vollendet, sprach der fromme Abt: „Mein Sohn, gehe hin zu dem Berge, an dessen Felswand Dein Bruder zerschmettert, und meißle mit eigener Hand hoch über dem Dorfe Oberstein eine Höhlung in den Felsen, worin ein Kirchlein Raum hat. Ist das geschehen, so erbaue eine Kirche und bestatte dort hinein die Gebeine Deines Bruders. Dann wirst Du genesen und Ruhe finden für Deine Seele." Und Wyrich folgte dem Befehle; er meißelte mit eigener Hand drei volle Jahre und hatte den nöthigen Raum gewonnen. Jetzt berief er einen Baumeister aus Mainz mit seinen Gehülfen, und der Bau der Kirche begann. Er selbst aber arbeitete unermüdet mit als gemeiner Handlanger. Die Arbeit gedieh sichtlich, und von Ferne und Nahe strömten Leute herbei, das Wunderbare zu schauen. Als die Kirche vollendet, kam der Erzbischof von Trier, um dieselbe einzuweihen. Nach vollbrachter Weihe zog eine lange Prozession hinab in das Dörflein Oberstein, um die Gebeine Emich's, die in der Kirche dieses Dörfleins beigesetzt waren, in das neuerbaute Grab zu holen. Wyrich ging hinter dem Sarge her und stromweise rannen seine Thränen. Am offenen Grabe wurde die Todtenmesse gelesen und auf seinen Knieen lag der reuige Sünder. Da trat der Erzbischof hinzu, legte seine Rechte auf Wyrich's Stirn und sprach: „Stehe auf, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben!" Wyrich blickte auf, sein Gesicht hatte sich verklärt, er wurde bleicher und bleicher und sank entseelt zur Erde.

„Er hat Frieden gefunden!" waren des Erzbischofs rührende Worte. Das Grab in der Kirche zu Oberstein umschließt die Gebeine beider Brüder.

Peter Paul Rubens, einer der größten Maler.

Geb. 1577, gest. 1640.

Peter Paul Rubens, einer der größten Maler aller Zeiten, wurde im Jahre 1577 in der Reichsstadt Köln geboren, wo sich sein Vater, der aus Antwerpen und von adeligem Geschlechte war, häuslich niedergelassen hatte. Albrecht Dürer, Lukas Kranath und Hans Holbein, die früher der Stolz Deutschlands gewesen waren, lebten nicht mehr; ihr Verlust wurde aber durch diesen neuen, weit größeren Künstler auf das Herrlichste ersetzt. Rubens gehörte nicht unter die gemeinen, sondern unter die wissenschaftlich gebildeten, unter die gelehrten Maler. Schon seine früheste Erziehung bildete ihn dazu, und ließ nichts Gewöhnliches von ihm erwarten. Sein Vater sparte keine Kosten, ließ es ihm nicht an den besten Lehrern fehlen, und der Jüngling benutzte mit Eifer und Liebe ihren Unterricht. Er kam als Edelknabe in die Dienste der Gräfin von Lalaing; allein das wüste Leben dieser Dame mißfiel ihm; er wollte sich lieber ungestört seiner Lieblingskunst, der Malerei, widmen, und verließ daher ihr Haus.

Otto Vernius, ein mehr durch seinen Schüler, als durch eigene große Talente berühmt gewordener Künstler, wurde sein Lehrer, und bemerkte bald mit Lust den rastlosen Fleiß, womit der edle Jüngling seine schönen, natürlichen Fähigkeiten auszubilden suchte. Er unterstützte ihn durch seine Anleitung mit so glücklichem Erfolge, daß bald der Schüler den Meister weit übertraf. Es mag ein seliges Gefühl für einen Kunstjünger sein, schon in seiner Jugend höher zu stehen, als der, von dem er gebildet wurde; auch euch, meine jungen Leser, wollte ich es gönnen; nur laßt euch nicht vom thörichten Eigendünkel verleiten, euch für mehr zu halten, als ihr wirklich seid. Rubens fühlte ein brennendes Verlangen, Italien zu besuchen, wo so viele große Maler gelebt und Meisterwerke ihrer Kunst hinterlassen haben, wo eine Menge unübertrefflicher Bildhauer Arbeiten aus dem Alterthum, Muster der höchsten Schönheit, zur Bildung des Geschmacks und zur Nacheiferung liefern. Er begab sich daher mit Empfehlungsschreiben des österreichischen Erzherzogs Albrecht an den Hof des Herzogs Vincenz Gonzaga nach Ober-Italien, und wurde von ihm als Page angenommen. Doch dieses kleine Hofamt war für ihn nur Nebensache; die Fortsetzung seiner Studien lag ihm zunächst am Herzen. Von Mantua aus machte er

Reisen nach Rom, Venedig und Genua, verweilte eine Zeit lang an jedem dieser Orte, sah und prüfte, forschte und lernte, beschäftigte sich mit Ausübung seiner Kunst, und hinterließ allenthalben gelungene Werke seiner Hand, die nun den größten und vorzüglichsten eines Raphael, Tizian, Correggio ꝛc. und anderer herrlichen Künstler, die vor und nach ihm lebten, wetteifernd zur Seite stehen. Sein Lehrer war nicht der einzige, den er übertraf; er ließ noch andere und ältere Meister zu Hunderten hinter sich.

Von seinem Gönner, dem Herzog Vincenz Gonzaga, an dessen Hof er acht Jahre lang verweilte, wurde er jetzt mit prächtigen Geschenken nach Spanien an den König Philipp IV. abgeschickt, der ihn gnädig aufnahm, sich und mehrere andere Große seines Hofes von ihm malen ließ, und ihn endlich, mit Ehren und königlichen Geschenken belohnt, wieder nach Italien zurücksandte.

Bald nach seiner Ankunft zu Mantua erhielt er Nachricht, daß seine Mutter, die er zärtlich liebte, gefährlich krank liege. Ungesäumt eilte er auf diese Botschaft von Italien aus, bis an das äußerste Ende des damaligen Deutschlands, nach Antwerpen, wo die leidende Mutter ihrer nahen Auflösung entgegen sah. Aller angewandten Eile ungeachtet kam er zu spät; sie war nicht mehr, und die Erde hatte schon ihre Leiche aufgenommen. Untröstlich über ihren Verlust, beweinte er sie vier Monate lang in der Abtei St. Miguel, in die er sich und seinen Schmerz verschloß. Doch wurden Kunst und Wissenschaft nicht gänzlich dabei vergessen; er übte im Gegentheil seine Thätigkeit in manchen schönen Arbeiten. Noch mehr beschäftigte er sich damit, als er die Klostermauern bereits wieder verlassen. Nach Mantua aber ging er nicht zurück, denn durch die Versprechungen des Erzherzogs Statthalters wurde er in seinem Vaterlande festgehalten, und zudem hielt auch noch eine liebenswürdige Jungfrau, Isabelle Brant, mit der er sich in der Folge (1609) vermählte, sein Herz gefesselt. Antwerpen wurde nun sein Wohnort. Der Vater hatte ihm ein großes Vermögen hinterlassen, und durch die Werke seiner Kunst hatte er es noch bedeutend vermehrt. Davon verwendete er einen Theil zur Erbauung eines prächtigen Hauses, dessen Außenseite er eigenhändig al Fresco, d. h. mit Wasserfarben auf den frischen Anwurf nach meisterhaften Zeichnungen bemalte. Neben demselben führte er eine Rotunda (ein Rundgebäude) auf, die er mit den herrlichsten Gemälden, Büsten, Vasen

und andern Kunstwerken schmückte; er verkaufte aber wieder das ganze köstliche Gebäude mit allen Kunstschätzen, die es enthielt, für 10,000 Pfund Sterling an den Herzog von Buckingham.

Rubens war keiner von den unglücklichen Künstlern, die sich gezwungen sehen, nach Brod zu arbeiten. Er konnte ganz seinem Ruhm leben, und Niemand durfte es wagen, einen niedrigen Preis auf die Werke seiner schöpferischen Hand zu setzen. Er malte um jene Zeit für die Kathedralkirche von Antwerpen eine Abnehmung des Heilandes von dem Kreuze für die Jacobiten, die vier Evangelisten, und noch eine Menge anderer Gemälde. Ueberhaupt sind in den Niederlanden wenige Kirchen und Kunstsammlungen, in denen nicht Werke dieses großen und arbeitsamen Künstlers anzutreffen wären. Man könnte sich nicht einmal die Möglichkeit erklären, wie ein einziger Meister, wäre er auch noch so thätig, eine so große Menge trefflicher Gemälde vollenden konnte, wenn man nicht wüßte, daß Rubens in den meisten nicht nur die Thiere, Landschaften, Gebäude und anderes Nebenwerk, sondern auch die Figuren nach seinen Zeichnungen von andern Künstlern malen ließ, sie nur mit seiner Meisterhand überarbeitete und mit seinem Geiste belebte.

Die Königin von Frankreich, Maria von Medicis, ließ ihn nach Paris rufen, daß er eine Anzahl Scenen aus ihrem Leben für eine Gallerie in ihrem Palaste Luxemburg malen möchte. Er übernahm die Arbeit, verfertigte aber von vierundzwanzig Vorstellungen nur zwei zu Paris, in Gegenwart der Königin, wobei er die Bildnisse verschiedener Damen ihres Hofes anbrachte; die übrigen malte er zu Antwerpen nach seiner gewöhnlichen Art, mit Beihülfe seiner Schüler.

Gemeiniglich besitzen selbst die größten Maler ihre vornehmste Stärke nur in dem einen oder dem andern Fache ihrer Kunst; dieser z. B. in der Landschaft, jener in der historischen Malerei, ein dritter in den Bildnissen, ein vierter in Blumen oder Früchten. Rubens war fast gleich groß in allen Fächern. Er malte geschichtliche Scenen, Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte, Alles von gleicher Schönheit. Selten bemerkt man in seinen Werken Fehler gegen die chronologische und historische Richtigkeit, oder das Costüm, das Uebliche in jedem Lande und unter jedem Volke, weil er sorgsamer, als andere Maler, die Geschichte, die Fabellehre, die Sitten und Gebräuche der Völker nach den verschiedenen Zeitaltern in Bezug auf seine Kunst studirt, und überdies die besten Dichter und Schriftsteller fast aller Nationen gelesen

hatte. Der aufmerksamen Beobachtung der Natur allein verdankte er aber die große Gabe, mit treffender, oft schauderhafter Richtigkeit die menschlichen Leidenschaften und Gefühle mit dem Pinsel auszudrücken. So bewundert man z. B. die Art, wie er in seiner Kreuzigung Christi zu Antwerpen den bösen Schächer vorgestellt hat. Es war ihm das Bein mit einer eisernen Stange zerschmettert worden. In dem Schmerz, den ihm der erste Schlag verursacht, fährt er am Kreuz mit solcher Gewalt in die Höhe, daß er die Kuppe des Nagels, womit das Bein angenagelt war, losprengt; an der Nagelkuppe hängen noch gräßliche Stücke Haut, die sie mit weggenommen hat. Den Kopf sieht man von der Seite; desto auffallender zeigt sich die ungeheure Oeffnung des Mundes und die heftigste convulsivische Bewegung aller Muskeln seines Gesichtes, so daß man das schauderhafte Geschrei des Leidenden in dem Gefühle seiner Qual zu hören glaubt.

In allen Gemälden Rubens ist mit unverkennbarer Wahrheit das Alter, das Geschlecht, der Stand seiner Figuren ausgedrückt, und jede hat ihren eigenthümlichen Charakter; in allen lodert lichtvoll und Alles belebend die Flamme hoher Begeisterung. Aber eben diese Begeisterung, die er zu benutzen suchte, erlaubte ihm nicht, an seinen Werken so lange und geduldig, wie andere Künstler, zu verweilen; er suchte schnell sie auszuführen, und vernachlässigte darüber die Schönheit der Formen, nie aber den unnachahmlichen Zauber des Colorits.

Alle Kenner sind darüber einig, daß Rubens eine der ehrenvollsten Stellen unter den Künstlern vom ersten Range gebührt. Nur von wenigen wurde er erreicht, von noch wenigeren übertroffen, und zwar nur in einzelnen Theilen, nicht leicht im Ganzen. Mit Recht nennt man ihn daher den Fürsten der niederländischen Schule.

Seine vornehmsten Gehülfen waren: Wildens, Vanuden und Seyders. Wildens und Vanuden malten ihm die Landschaften, Seyders die Thiere. Einst rühmten sich die beiden letzteren an öffentlicher Tafel, daß Rubens, von dem man so viel Wesens mache, ihrer doch nicht entbehren könne, wenn ein Thier oder eine Landschaft zu malen sei. Rubens verdroß diese Rede, die ihm sogleich hinterbracht wurde. Er setzte sich an seine Staffelei, malte einige große Jagdstücke, in denen Thiere und Landschaften vortrefflich waren, und ließ dann die beiden Meister rufen, die sich einbildeten, er könne nichts ohne sie machen. Sie standen da, und staunten die Meisterwerke voll Bewunderung an.

Nun gut! sagte Rubens, nachdem sie lange genug betrachtet und gelobt hatten, ihr seht also, meine Freunde, daß ich in allen Stücken euer Meister bin, daß ich eurer entbehren kann, und euch nur zu Gehülfen annehme, um meine Arbeiten schneller zu fördern.

Rubens war aber nicht allein groß als Künstler, sondern auch als Mensch und als Staatsmann. Er hatte ein schönes Aeußeres, und besaß die liebenswürdigsten geselligen Gaben, verbunden mit vielem Geist und einer hinreißenden Beredtsamkeit. An dem englischen Hofe machte er sich so beliebt und erwarb sich so viel Achtung, daß ihn der König auf die ehrenvollste Weise zum Ritter schlug, ihm auch in einem so hohen Grade sein Vertrauen schenkte, daß er ihn in Staatsgeschäften brauchte, und zwar in nicht unbedeutenden. Damals wüthete ein zerstörender Krieg zwischen England und Spanien; Rubens erhielt den Auftrag, einen Vergleich zu vermitteln, und siehe da, es gelang ihm, die beiden Mächte auszusöhnen und den gewünschten Frieden herbeizuführen und abzuschließen. Eine solche Auszeichnung ist wohl nie einem Künstler widerfahren; keiner aber konnte ihrer auch würdig sein. Von beiden Monarchen wurde er, wie sich's schon von selbst versteht, für einen so wichtigen Dienst königlich belohnt.

Rubens führte übrigens das einfachste Künstler- und Familienleben. Den größten Theil des Tages brachte er mit dem Studium und der Ausübung seiner Kunst zu; seine Erholungsstunden waren dem Umgang mit geistreichen, lieben Freunden und seiner Gattin gewidmet, die ihm auch als Modell für seine Frauenköpfe diente. Ob er auch Kinder hatte, ist mir unbekannt. Daß die Geschichte, besonders wenn Söhne vorhanden waren, von ihnen schweigt, ist kein gutes Zeichen, denn man spricht gern von den Kindern eines berühmten Mannes, wenn sie sich seiner würdig machen.

Gicht und Händezittern erschwerten dem großen Künstler in seinen letzten Tagen die Arbeit, und schon 1640, in einem Alter von 53 Jahren, raffte ihn der Tod dahin.

Ach, warum sind doch die Talente der Menschen nicht erblich, wie ihr Gold!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Randzeichnungen zu dem Bilde Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm III., dessen Andenken im preußischen Volke fortleben wird, regierte von 1797 bis 1840. Selten hat ein Fürst solche Leiden zu ertragen, solche Prüfungen zu bestehen gehabt, als Er; selten aber ist auch ein Fürst so glorreich und siegreich aus allen Prüfungen und Kämpfen hervorgegangen, als eben Friedrich Wilhelm III. Es ist nicht unsere Absicht, das Leben dieses gerechten und vielgeliebten Fürsten hier zu zeichnen — es ist dies bereits geschehen in dem von uns herausgegebenen Heldensaal —; wir wollen hier vielmehr durch kleine Züge aus seinem Leben Randzeichnungen zu dem Bilde des Vielgeliebten geben, die geeignet sind, das Bild auf's Neue zu schmücken.

1. Die Familie aus Königsberg.

Der König fuhr einst im Thiergarten spazieren. Da fiel sein Blick auf eine Familie, die ruhig in einer der Alleen wandelte. Die kräftigen Pferde vor der gelben Kalesche hatten die Spaziergänger schon weit hinter sich gelassen, deren Haupt, ein ehrwürdiger Greis, ehrfurchtsvoll vor dem Könige den Hut gezogen hatte. Der König, der seit dieser Begrüßung in tiefes Nachdenken versunken schien, gab plötzlich dem Kutscher den Befehl, umzukehren. So wie der Wagen bei den Spaziergängern angelangt war, stieg der König aus und ging gerade auf den Mann los.

— „Sind Sie nicht der *** aus Königsberg?"

— „Ja, Ew. Majestät!"

— „Das sind Ihre Frau und Kinder?"

— „Zu Befehl, Ew. Majestät."

— „So erlauben Sie mir, Sie als alte Bekannte und Freunde zu bewillkommnen."

— „Ew. Majestät geruhen der Ehre zu gedenken, die Sie uns früher machten."

— „Sagen Sie lieber, der trefflichen und herzlichen Gastfreundschaft, die ich in den Tagen meines Exils in Königsberg von Ihnen erfuhr."

Zum bessern Verständnisse müssen wir hier für den lieben Leser eine Erläuterung hinzufügen. Nach dem unglücklichen Treffen bei Jena und Auerstädt, im Jahre 1806, mußte Friedrich Wilhelm III. der Uebermacht des Korsen weichen und sich bis an die äußerste Grenze seines Reiches zurückziehen. Aber in diesen Leidensjahren, die die ewige Vorsehung in seinem Lebenspfad

verzeichnet hatte, begegnete ihm die aufrichtigste Liebe seiner Unterthanen, selbst derjenigen, die unter dem Frankenjoche seufzten, in ungeheuchelter Weise. So war er denn auch in Königsberg von dem Manne, den der König nach unserer Erzählung nach Jahr und Tag im Thiergarten antraf und sogleich wieder erkannte, auf das Liebevollste aufgenommen. Doch fahren wir in der Erzählung fort. Der König fragte weiter: „Sie halten sich in Berlin nur einige Zeit auf? Wo wohnen Sie?"

— „In der Stadt Rom, Ew. Majestät."

— „Leben Sie wohl! Sie sehen, ich vergesse keinen meiner Freunde!"

Der König stieg in seinen Wagen und fuhr davon.

Bei ihrer Rückkehr in's Gasthaus fanden die Königsberger bereits einen Hofbedienten des Königs, der die ganze Familie auf den andern Tag zur Tafel einlud. Da der edle König voraus sah, daß es den Damen auf der Reise wahrscheinlich an der nöthigen Toilette fehlen möchte, um der Einladung Folge zu leisten, so schickte er zugleich den Putzhändler der Königlichen Prinzessinnen mit einer großen Auswahl fertiger Kleider und anderer Putzsachen, mit der Bitte, Mutter und Töchter möchten ohne Umstände seine Galanterie annehmen. Am folgenden Tage empfing der König zur festgesetzten Stunde seine Gäste oben an der Treppe, wie er es beim Empfange von Fürsten gemacht haben würde; ließ die Mutter und die älteste Tochter neben sich setzen, erzählte seiner ganzen Familie den Grund seiner Dankbarkeit und entließ die Reisenden mit Geschenken überhäuft.

Dankbarkeit ist stets eine hohe Tugend, und sie ist um so höher anzuschlagen, wenn sie von hochstehenden Personen, die an Dienstfertigkeit ihrer Untergebenen gewöhnt sind, nicht vergessen wird. Es ist dies immer ein Beweis, daß sie, ungeachtet ihrer hohen Stellung, nicht vergessen haben, daß sie Menschen unter Menschen sind.

2. Der König und der Deserteur.

Haben wir in der vorstehenden Erzählung schon einen Beweis von dem treuen Gedächtnisse des verewigten Königs geliefert, so wird nachstehende Erzählung denselben noch verstärken. Es diente bei der Garde zu Berlin ein junger Mensch, der durch seine schöne Haltung die Aufmerksamkeit des Königs besonders auf sich zog. Derselbe hatte mehrmals Wachdienste am königlichen Schlosse geleistet, und der hohe Monarch hatte sich sogar

nach seinem Namen und nach seiner Familie erkundigt. Hätte dieser junge Mann sein Glück zu benutzen verstanden, er würde einer schönen Zukunft haben entgegen sehen können. Allein die Liebe hatte ihn blind gemacht. Er hatte sich mit einem Mädchen verlobt, und, um dasselbe heirathen zu können, desertirte er. Der Deserteur wurde aber eingefangen, vor ein Kriegsgericht gestellt und nach dem Gesetze verurtheilt. Der König begnadigte ihn und hoffte, daß er nunmehr ein treuer Soldat werden würde. Aber er vergalt diese königliche Gnade mit Undank und desertirte zum zweiten Mal. Er war so glücklich, jetzt durchzukommen. Jegliche Spur von ihm war verloren. Dies geschah im Jahre 1803 oder 1804.

Bald darauf folgten für Preußen die Jahre der Schmerzen und der Demüthigung; doch Gottvertrauen und Preußenmuth brachten auch die Jahre des Sieges und der Erhebung herbei. Unvergeßlich werden die Jahre 1813, 14, 15 in den Büchern der Geschichte stehen.

Gegen Ende des Jahres 1813 kehrte Friedrich Wilhelm III. in Frankfurt am Main ein, wo ihm große Festlichkeiten bereitet wurden. Als er so mit einem glänzenden Gefolge durch die Stadt ritt, Tausende von Menschen ihn umwogten, Tausende in den Fenstern lagen und aber Tausende sogar die Dächer bestiegen hatten: da fiel der Blick des Monarchen auf einen Mann, der hoch oben auf dem Giebel eines Hauses saß. „Das ist er! das ist er gewiß!“ rief der König seinem Begleiter, einem General, zu. „Merken Sie sich dieses Haus!“ — —

Als der König in dem für ihn bestimmten Hôtel abgestiegen war, sandte er sogleich nach jenem Hause und ließ sich erkundigen, ob nicht ein Mann daselbst wohne, der den und den Namen trüge, und wenn dies der Fall, so solle dieser Mann sofort vor ihn geführt werden. Der Adjutant vollzog den Befehl, erfuhr in der That, daß ein Mann dieses Namens seit etwa zehn Jahren sich in Frankfurt verheirathet habe und als Schuhmacher hier lebe. Es war wirklich der ehemalige Gardist, jetzt Vater mehrerer Kinder. Zitternd wurde er vor den König geführt. „Da bist Du ja,“ rief ihm der König zu, ihn bei seinem Namen nennend, mit jener Strenge im Blick, die diejenigen, welche ihn gesehen haben, wohl kennen. „So also vergiltst Du die Gnade, die ich Dir erwiesen?“ — — Der arme Deserteur stammelte einige Entschuldigungen. „Du bist verheirathet? Hast Kinder? Wenn ich Dich jetzt erschießen ließe?“ —

— „Ew. Majestät haben vollkommen das Recht dazu!“ antwortete zerknirscht der jetzige Frankfurter Schuster.

— „Du weißt wohl, daß ich es nicht thun werde; nicht Deinetwegen, denn Du bist undankbar und ehrlos, aber Deiner Frau und Kinder wegen.“ — — Darauf wandte sich der König an seinen Adjutanten und sprach: „Geben Sie dem armen Teufel 25 Friedrichsd'or für seine Angst, die ich ihm gemacht habe, und dann mag er nach Hause gehen.“ —

3. Der Bittsteller und der Arme.

Kurz nach seinem Regierungsantritte ging der König einstmals im Schloßgarten zu Charlottenburg spazieren. Hier kamen ihm zwei Männer entgegen, die ihn nicht kannten. Er fragte, was ihr Begehren sei? Der Erste bat um ein Almosen; der Andere sagte, er wünsche einen gewissen Kammerdiener des Königs zu sprechen, um ihm ein Geschenk an Geld zu überbringen; denn er habe ihm versprochen, ihn dafür in einem Gesuch bei dem Könige zu unterstützen.

„Welches ist Ihr Gesuch?“ fragte der König.

Der Mann äußerte sein Anliegen und der König versetzte lächelnd: „Da Ihre Bitte nichts Unbilliges enthält, so will ich, als König, sie bewilligen; es ist nun aber auch billig, daß ich den Vortheil habe, den mein Kammerdiener daraus ziehen wollte, und ich bitte mir das Geld aus.“

Der bestürzte Bittsteller reichte es dem Könige zitternd dar, und dieser winkte nun dem Andern, der um ein Almosen gebeten hatte, und machte ihm damit ein Geschenk.

4. Wie der König die Reparatur eines Leierkastens bestreitet.

Auf einem Spaziergange in Teplitz, wo sich der König in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, mit seltenen Ausnahmen, alljährlich die Badezeit über aufhielt und von den Teplitzern nicht „König von Preußen,“ sondern „unser König“ genannt wurde, weil sie sich überzeugt hatten, daß des Königs alljährlicher Besuch ihrer Stadt ungemein viel Badegäste herbeizog und Teplitz seitdem weit mehr als früher in Aufnahme gekommen war, bemerkte er eine alte arme Frau, die offenbar eine Bitte bei ihm anbringen wollte. Auf sein Befragen ergab sich, daß sie ihren Lebensunterhalt durch einen Leierkasten (Drehorgel) erwarb, der aber jetzt durch einen unglücklichen Zufall schadhaft geworden war.

Die Frau klagte, daß sie nicht im Stande sei, die Kosten der Reparatur, welche zwei Thaler betrügen, zu erschwingen, und daß ihr dadurch die Gelegenheit genommen sei, das Nothwendige zu verdienen. Der König gab ihr vier Thaler, und dankend wollte die Frau sich entfernen. Doch in diesem Augenblicke betrachtete sie das empfangene Geld, stutzte, sagte, daß sie nur zwei Thaler brauche und wollte die Hälfte wieder zurückgeben. „Behalte nur immer auch die andere Hälfte," sagte der König lächelnd, „denn Dein Leierkasten möchte wieder ein Mal Schaden nehmen und ich dann gerade nicht hier sein, um die Reparatur zu bezahlen."

5. Wer hat mich am bittersten gekränkt?

Im Jahre 1827, zu der Zeit, wo der König den Fuß gebrochen hatte, erhielt der damalige Kriegsminister die unerwartete Meldung von dem Commandanten von Glatz, daß der Oberst von Massenbach, welcher wegen seiner schriftlichen Angriffe auf den König zur Festungsstrafe verurtheilt war, in Folge der eingegangenen Cabinets-Ordre auf freien Fuß gesetzt und nach seinen Gütern abgereist sei. Der Kriegsminister war über diesen Bericht um so bestürzter, als ihm von einer solchen Cabinets-Ordre nicht das Mindeste bekannt geworden war. Er vermuthete, daß hier ein Betrug zum Grunde liege, eilte zum Könige und trug ihm diesen Fall vor. Aber der König, noch immer leidend, lächelt und erzählt ihm:

— „Es hat seine Richtigkeit so. Vor einiger Zeit lag ich hier Nachts und konnte vor Schmerzen an meinem Fuße nicht schlafen. Da dachte ich: Wer mag dir wohl im Leben am feindlichsten begegnet sein, dich am bittersten gekränkt haben, dem möchtest du wohl vergeben und eine Freude machen. Massenbach fiel mir ein, und ich befahl, ihn auf freien Fuß zu setzen."

6. Wenn mein Sohn hier wäre, dann ging's noch lustiger her.

Die in Berlin während der Carnevalszeit so beliebten Subscriptionsbälle sind erst durch den König eingeführt und verdanken ihr Entstehen seiner Menschenliebe und Leutseligkeit. Es that nämlich dem Könige leid, daß eine so strenge Scheidewand zwischen dem hoffähigen Adel und dem andern Theile des gebildeten Publikums gezogen sei, und er schuf deshalb diese Bälle, zu denen, gegen ein gewisses Eintrittsgeld, allen Gliedern der gebildeten

Stände der Zutritt gestattet war, um diese Scheidewand zu beseitigen.

Auf diesen Bällen erschien auch der König stets in Civilkleidung. Da dem König diese Bälle so sehr gefielen, so gab er auch in Potsdam zuweilen solche Feste. Zu einem solchen hatte sich auch einst ein wohlhabender Landmann eingefunden. Derselbe freute sich nicht wenig in dieser heitern Gesellschaft, wo aller Zwang beseitigt war. Zutraulich trat der schlichte Landmann an den König heran, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Ach, Ew. Majestät, es ist hier schön; es ist nur Schade, daß mein Sohn nicht auch hier ist, dann würde es noch einmal so lustig sein."

Der König konnte sich des Lachens nicht enthalten und erwiderte in seiner leutseligen Weise: „Nun, dann muß er ein andermal ja mitkommen!" (Forts. folgt.)

Dampfboot-Rennen.

Nirgend in der Welt, außer in den Vereinigten Staaten, herrscht diese Wuth des Dampfboot-Rennens, dieses tollen, ruchlosen Dampfboot-Rennens, das alljährlich einigen hundert Menschen das Leben kostet, ohne daß ihm bis jetzt weder die Gesetze, noch die öffentliche Meinung das Todesurtheil gesprochen hätten. Der sonst so gleichmüthig-kaltsinnige Amerikaner verliert bei solchen Veranlassungen seine amphibische Natur, und in der Fieberhitze, sein Schiff zuerst am Ziele zu sehen, vergißt er Weib und Kind, Hab' und Gut, sein eigenes Leben kommt gar nicht in Anschlag. Er ist ein Rasender, der Alles auf den Wurf setzt, und die andern Alle auf dem Schiffe machen mit, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, deren Einsprache keine Beachtung findet.

Wir wollen einem Amerikaner zuhören, der eine solche Wettfahrt erzählt:

„Es war gerade 2 Uhr Nachmittags am siebenten Tage unserer Abfahrt, als wir die Wolfsinsel im Rücken hatten, die, wie ihr wißt, oberhalb New-Madrid liegt, unterhalb des Einflusses des Ohio in den Missisippi. Ist seitdem aufgeflogen, die arme Helen Mac Gregor, wie ihr wißt, gerade bei New-Madrid, und hat ein halbes Hundert Passagiere in die andere Welt hinübergebrüht,

gerade vor New-Madrid. Kamen also bei der Wolfsinsel an, wo wir den Plougboy, die Huntreß, den Louisville und noch ein paar Dampfschiffe einholten. War eine artige Flotille. Saßen just sehr einsilbig hinter der Damenkajüte — da heißt es, der George Washington kommt. Ist euch ein glorreicher Dampfer, dieser George. Glänzt und funkelt euch dieser schwimmende Palast schon von Weitem, und fliegt euch so heran, so leicht, so gelenkig, wie eine Ente! Ist euch eine wirkliche Freude, einen solchen Riesenbau heranschwimmen zu sehen. Saß noch immer bei den Damen, aber schon wie auf Kohlen. Auf einmal heißt es, der Washington kommt uns vor. Ich springe auf, — renne auf das Oberdeck, und richtig, da kommt er einhergezogen mit aller Macht und Pracht, Trarara, Trarara! und sausend und brausend, und feuerspeiend, wie der Kaiser Napoleon an der Spitze seiner Garden und Reiter und Feuerschlünde. Prächtig war er anzuschauen, der George, war mitten unter den fünf Dampfern, der Louisville, Huntreß und den übrigen — hatte sie bereits eingeholt. Standen da und schauten, Alle, die wir auf der Helen Mac Gregor waren, und sage euch, das Herz schlug uns Allen stärker und stärker; sahet allen Gesichtern die Spannung an. Die Glocke rief zur Mittagstafel, aber kein Fuß bewegte sich. „Kapitain," schrie ich — „wir dürfen den George nicht vorlassen, wir können nicht mit Ehren zurückbleiben," sag' ich. „Müssen zeigen, daß wir Missisippi-Männer sind." — „Mister Doughby," sagte er, „es ist der George Washington, zweihundert und zwanzig Pferdekraft." — „Und das Andere ist Münze," sag' ich, „hat keine zweihundert und zwanzig Pferdekraft." Sagt es nur, um dem Wettrennen zu entgehen. Und hätte der alte George dreihundert Pferdekraft, wollte doch meine Steigbügel kürzen und meinem Renner die Sporen geben."

„Und dem Kapitain wurde es heiß, wie ich so sage, sah es ihm an, seine Augen hingen starr an dem feindlichen Schiffe, das die fünf andern bereits zurückgelassen hatte, und nun an uns herankam, als wären wir bocksleberne, rindshäutige Britten, und sie frische, freie Amerikaner, die den Teufel um die Welt fragen. Und wie euch der Kapitain so nach dem George hinabsah, wurde er euch doch roth und blau und grün, wechselte, wie der Delphin, alle Farben, seine Zähne knirschten, und er biß sich wie im Krampf in die Lippen. Und stärker brauf'te der Washington heran, und stärker zischte der Dampf, und Hurrah's auf Hurrah's kamen herüber und gellten uns in den Ohren. „Kapitain," schrie

ich, „der Washington kommt uns vor, mit der Ehre der Helen Mac Gregor ist's vorbei." Der Kapitain aber stand wie mit Kalk übergossen, der Angstschweiß auf seiner Stirne, das Blut ihm in die Augen schießend. — Hatte die fünf Dampfer überfahren, die Hurrah's for Washington nachbrüllten, und bereits mächtig jubelten, die Helen Mac Gregor nun ihrerseits gedemüthigt zu sehen. „Kapitain," rief ich nochmals, „wollt Ihr Euch aus dem Feld schlagen lassen, ohne auch nur das Weiße im Auge gezeigt zu haben? Die Helen Mac Gregor ist ein neues Schiff, laßt auffrachen!" Da rannte er hinab und schrie: „Legt an, legt an! high pressun!"

— „Feuert, Jungens," schrie ich, „feuert darauf los." Und die Jungen feuerten und feuerten, daß ihnen der Schweiß herablief wie Wasserhosen, und schürten euch mit den Feuerzangen, und aus unseren Röhren begann es nun zu pfeifen, daß es eine Freude war. Wir fuhren gerade in den Ohio ein, der Washington war uns beinahe zur Seite, da kommen der alte Warren und seine Tochter auf das Verdeck heraufgerannt, und schreien: „Mister Doughby, um's Himmelswillen! Mister Doughby, Kapitain, um Gotteswillen! Mister Doughby, Kapitain!" und so schrieen sie. „Mister Doughby! ich fordere Sie auf! Wollen Sie sich, das Dampfschiff, Ihre Mitbürger in's Verderben bringen? Wollen Sie wettrennen mit dem George Washington? Um Gotteswillen, Mister Doughby!" schreit die Miß. — „Mister Doughby!" schreit der alte Gentleman, „ich fordere Sie auf, Ihren Einfluß anzuwenden, daß der Kapitain vom Wettrennen absteht." — „Pah," sag' ich, „es ist nichts, wollen nicht Wettrennen mit dem George Washington — wollen bloß sehen, welches Schiff schneller geht." — „Das darf nicht sein, ich protestire, die Sicherheit unserer Mitbürger, unsere eigene — wenn der Kessel springt?" — „Pah, Sicherheit unserer Mitbürger," sag' ich, „unsere Mitbürger sind in Sicherheit. Wollen kein Wettrennen, Mister Warren, wollen bloß einen Augenblick sehen, welches Schiff schneller geht." — „Mister Doughby," schreit die Miß ganz außer sich, und faßt mich am Arme, und zerrt mich, und will mich zur Maschine hinabziehen, die Weiber hängen sich an mich, und bitten und flehen: „Mister Doughby, wenn Sie ein Gentleman, ein Christ sind, so gebrauchen Sie Ihren Einfluß, verhindern Sie —." Dann reißen sie sich wieder los und laufen auf den Kapitain zu, der neben dem Engeneer stand. Der Washington war dicht hinter uns; — wir, wie gesagt, fuhren

gerade in den Ohio ein. Nun wisset ihr aber, daß die Missis-sippiströmung, wie er in gerader Linie von oben herab kömmt, den Ohio wohl einige Meilen weit gegen Trinity zurückdrängt. Einen schöneren Wasserspiegel zu einem Knall- und Fall-Wettrennen gibt es euch nicht mehr in der weiten Welt. Die beiden Ströme haben just die rechte Breite, zusammen ein vier bis fünf (engl.) Meilen, und bilden euch nachgerade einen Wassercircus, den die Ufer von Illinois, dem alten Kentucky und ihrer Tochter Missouri einfassen. Die Strömung ist ganz zu euren Gunsten, wenn ihr in den Ohio einfahrt, eben weil ihn der Mississippi von oben zurückdrängt. Wir waren näher der Illinois-Seite, und hatten daher noch einen Vortheil vor unserem Gegner voraus, der sich auf der Kentucky-Seite hielt und immer stärker brausend herankam, hinter ihm die andern fünf Dampfer, die gleichfalls ihre Sporen angelegt hatten. Unsere Helen Mac Gregor war oben noch voran. Der Henker hätte da nicht wettrennen sollen! Die Luft zitterte vor Hitze, Dampf, Gesause, Gebrause und Gebrüll. Jetzt war der Feind uns hart im Nacken. Das Spiegelbild Vater George's in gleicher Linie mit unserem Stern. „Helen Mac Gregor, halte dich brav," schrie ich, „hole aus, legt an, Burschen," schrei' ich, „zehn Dollars, so ihr brav feuert." — Hurrah! schreien die hundert Passagiere, Hurrah! der Washington verliert — bleibt zurück. Der Kapitain schaute, konnte aber kein Wort hervorbringen, seine Lippen waren zusammengepreßt, als wären sie an einander genagelt; stand euch wie eine Bildsäule. Wir gingen zwanzig Knoten, und mußten nun aushalten oder hintendrein in den Troß der Huntreß, des Ploughboy. Alle Fugen krachten, die Maschine dröhnte, brüllte, der Dampf heulte, zischte. „Die Helen Mac Gregor," schrei' ich, „ist ein braves Weib, eine brave Schottin, hat Feuer im Leibe." Und sie hatte es wirklich! Sie griff aus wie ein Blutrenner, dem in seinem Leben zum erstenmal der Sporn in die Flanken gesetzt wird. Sie schwamm nicht mehr, sie flog wie ein Vogel oder wie ein wilder Panther, ein Elennthier, das angeschossen ist; wie der Sturm, der herangebraust kommt, flog sie; die Gewässer des milchweißen Ohio schossen herab, als kämen sie aus Fultons Dampfrakete herausgeschossen; immer wilder wurde ihr Lauf, die Kentucky-Ufer rechts mit dem Anfluge von Cottonbäumen schossen an uns wie rasend vorbei, der Wald flog vorüber, als ob ein panischer Schrecken in ihn gefahren wäre; die Illinois-Ufer links tanzten vor uns hinab; wie wilde Hexen, die auf ihren

Besenstielen geritten kommen, tanzten euch die ungeheuren Baumstämme vorüber. Hinter uns schwanden die hohen Missouri-Ufer, mit ihren Wäldern im Hintergrunde, und die Pflanzung des großen Kentuckiers im Vordergrunde, sie wurde kleiner in jeder Sekunde, in einer Minute erschien sie noch so groß wie ein Taubenhaus. Alles schwamm vor, hinter uns, Alles eilte, trieb, flog und brauf'te. Wir hatten Alle Sehen und Hören verloren. Hurrah's zu Tausenden, sieben Dampfer sausend, brausend, dröhnend, kochend und feuerspeiend, Alles schwand vor unsern Augen und Sinnen.

„Der Wald unter Trinity flog uns entgegen, fort ging es, die Ruder krachten, die Leute heulten vor uns, hinter uns Hurrah! Hurrah! — Es war ein Galopp, ein Riesenkampf, Trinity, das Ziel vor uns, wir beinahe Sieger. Auf einmal schreit der Kapitain: „Er ist uns vor!" und dann schaut er so stier und erfaßt das Geländer so starr, und beißt sich die Lippen zusammen! „Kapitain," sage ich, „er ist nicht vor." — „Schaut, Mister Doughby," sagt er, „schaut!" — Ich schaue, und wie ich so schaue, wurde es mir schwirr vor den Augen. Griff euch wunderbar aus, dieser George Washington. Sah nun wohl, er würde uns in zwei Minuten beim Schooß haben. Und es dauerte nicht zwei Minuten."

„Bei meiner Seele, er ist vor," schrei' ich. — „Er ist vor," wiederholte der Kapitain mit leiser Stimme; er war todtenbleich. Ich konnte kein Wort reden. Und er, so wahr ich lebe, er mußte sich an das Verdeck-Geländer halten, sonst wäre er zusammengesunken. Half Alles nichts, sein Spiegelbild war jetzt in gleicher Linie mit unserem Stern, zehn Sekunden später war ein Drittheil seiner Schiffslänge mit der unsrigen in gleicher Linie, — zehn Sekunden später zwei, und in weniger denn einer Minute fliegt er stolz vor uns her, und brüllte uns sein Hurrah in die Ohren, und die fünf Dampfer hinter uns fallen ein, und wir hörten nichts als Hurrah's und Hurrah's. — Ah, tausend Dollars hätte ich im Augenblick gegeben, wenn wir Trinity zwei Minuten eher erreicht hätten. Auf einmal schrie es von unten herauf: „Der Dampfkessel springt! Der Dampfkessel springt!" Und ein Gekrache, und gleich darauf ein Gesause und Gebrause. „Glückliche Reise in die Ewigkeit!" schrie ich, und dachte, jetzt kommt das heiße Bad. War aber nichts; der Schrei kam von ein paar Negern, die ihn Miß und Mister Warren und dem alten Weibervolk in der Ladys-Cabine nach-

schrieen. Beide waren hinab zum Maschinenführer, hatten ihn gebeten, beschworen, und all' das Weibervolk zusammen dem Manne den Kopf so heiß gemacht, daß er nachgibt und die Ventile öffnet, und wir waren nur noch eine halbe Meile von Trinity. — Glaube alles Ernstes, hätte der feige Bösewicht das nicht gethan, wir hätten mit dem Washington gleichen Lauf gehalten; denn er kam keine zwei Minuten vor uns an. — Ich fiel über ihn her; war euch doch so toll; wären der Kapitain und noch ein paar gute Bekannte nicht gewesen, hätte ihn zur Stelle geledert, und sollte es mich tausend Dollars gekostet haben; verdiente es, der ehrlose Bösewicht. Wir waren nun in Trinity, hatten die fünf Meilen in weniger denn zwölf Minuten zurückgelegt; aber die Damen waren so böse, und der alte Gentleman so bitterböse und steif, eine Feuerzange ist nichts dagegen. Konnt' aber nicht helfen. Ehre geht mir über Alles."

Der Scheideweg.

Ein schottischer Arzt erzählte irgendwo unter seinen Erlebnissen folgende merkwürdige Geschichte.

Ich ging als Knabe eines Sonntags mit meiner Mutter, einer frommen Frau, zur Kirche. Inmitten einer großen Versammlung warteten wir auf dem Vorplatze, bis die Thore sich öffnen mochten. Feierliche Stille herrschte zum Zeichen, daß die Gemüther sich ernstlich sammelten. Plötzlich schweiften um die Ecke herum zwei junge Männer und lenkten ihre Schritte ebenfalls der Kirche zu. In ihrem Aeußern war nichts vom Sonntag zu sehen: sie waren unordentlich und schmutzig angekleidet, bei ihrem Herannahen mußte man gar bemerken, daß sie ein wenig taumelten, wie Halbtrunkene. An dem Kirchenthor angelangt, gaben sie mit Mienen und Geberden zu verstehen, daß sie vom Gotteshause nichts wissen wollten und bezeugten dies noch laut, indem sie Schelmenlieder zu singen anhuben. Die umstehende Menge wurde von Entsetzen erfüllt, das sich in allerlei Bemerkungen Luft machte. Einige meinten, man solle sogleich die Polizei rufen, daß sie die frechen Burschen auffange und wegführe. Meine Mutter aber wandte sich an mich und sagte: „Geh' diesen zwei jungen Männern nach und lade sie ein, in unserem Kirchenstuhle Platz zu nehmen."

Ich hatte sie bald eingeholt und richtete den Auftrag meiner Mutter aus. Beide schienen von dieser unerwarteten Einladung betroffen. Der Eine fing an, erzwungen zu lachen, dann zu spotten, endlich zu fluchen, während der Andere vor sich hinblickte, ohne etwas zu äußern, als beschäftigte ihn ein ernster Gedanke. Sein Kamerad bemerkte dies wohl auch und beeilte sich, ihn unter fortgesetztem Hohngelächter und Fluchen fortzuziehen. Ich wiederholte meiner Mutter Einladung. Da öffnete der Stumme seinen Mund, und antwortete mit einem feuchten Auge: „Höre, in Deinem Alter nahm mich auch meine Mutter jeden Sonntag in die Kirche mit, jetzt war ich schon viele Jahre in keiner Kirche mehr, ist mir aber seither nicht wohler geworden und ich will's, glaube ich, wieder einmal probiren: ich gehe mit Dir!" Wie der Kamerad an ihm zerren mochte, er nahm mich bei der Hand und bat mich, ihm den Weg zu zeigen. Der Kamerad zog fluchend seine Straße allein fort, wir kamen zur Kirche und setzten uns miteinander zur Mutter in den Kirchenstuhl.

Die Choräle verhauchten, die Predigt hub an. Der Fremdling hörte mit niedergeschlagenen Augen, blassem Gesichte, beschämten Geberden zu. Wer darf schildern, was in seinem Innern vorging, als der Geistliche einen Text mit Kraft behandelte, der wie für ihn gerade ausgewählt schien! Nach Beendigung des Gottesdienstes eilte er raschen Schrittes zur Kirche hinaus. Meine Mutter suchte ihn jedoch nicht vergebens einzuholen. „Haben Sie eine Bibel, junger Mann?" redete sie ihn an.

„Nein," war die Antwort, „aber ich kann mir eine anschaffen." —

„So nehmen Sie einstweilen die von meinem Sohne mit, lesen Sie fleißig darin und kommen Sie nächsten Sonntag wieder in meinen Kirchenstuhl!"

Er steckte meine Bibel in die Tasche und war bald aus unsern Blicken entschwunden. Ich erinnere mich wohl noch, wie angelegentlich meine Mutter ihn Abends in ihr Gebet einschloß: sie gedachte auch des fortgelaufenen Kameraden und hoffte, der Tag werde auch an ihm nicht ohne Eindruck vorübergegangen sein.

Den folgenden Sonntag erwarteten wir den neuen Bekannten umsonst in unserem Kirchenstuhle. Aber am dritten erwartete und fand er uns darin. Sein Anzug war nun sonntäglich, sein Aussehen schien sehr angegriffen. Nach der Predigt legte er meine Bibel auf die Bank, und eilte hinweg, ohne daß meine Mutter eine Unterhaltung mit ihm hätte anknüpfen können. Auf

eines der weißen Blätter der Bibel hatte er einige Zeilen mit Bleistift geschrieben und mit seinem Namenszuge unterzeichnet. Der kurze Inhalt war, er sei in den letzten 14 Tagen krank gewesen, sei meiner Mutter zu ewigem Danke für ihre Sorge um sein Seelenheil verpflichtet, bitte sie, geistweise dieselbe fortzusetzen, er sei ein Engländer und im Begriffe, nach Hause zu reisen. Für meine Mutter war diese Notiz reich genug zur Freude und zum Lobe.

Viele Jahre zogen den Strom der Zeit hinab: sie nahmen Vieles mit, sie brachten Vieles mit. Meine Mutter wurde mitgenommen, vielmehr in die Ruhe aufgenommen. Ich wurde Mann, hatte den Beruf eines Arztes erwählt und eine Anstellung auf einem Schiffe erhalten. Wer dachte noch an den sonntäglichen Fremdling?

Einstmals ankerten wir in der Tafelbay in Südafrika, den kommenden Sonntag ging ich zur Kirche, meine Bibel unter dem Arme. Nach dem Gottesdienste bat mich ein Herr, der auf der Bank hinter mir saß, ihn meine Bibel sehen zu lassen: er blätterte ein wenig darin und stellte sie mir nach einer Weile wieder zurück. Als ich hierauf in den Gasthof zum Mittagsessen ging, kam derselbe Herr hinter mir her, legte mir seine Hand auf die Schulter und ersuchte mich um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Wir ließen uns ein besonderes Zimmer geben und setzten uns einander gegenüber. Forschend ruhte sein Auge auf mir; er stammelte mit gebrochener Stimme einige unverständliche Worte, und brach in lautes Weinen aus. Er sah noch nicht alt, wenn auch abgemagert und kränklich, aus. Nachdem er sich etwas gefaßt, stellte er viele Fragen an mich, erkundigte sich nach meiner Mutter, meiner Heimath, meinem Namen und Stande. Endlich hub er an: „Erinnern Sie sich noch aus Ihrer Knabenzeit des Sonntags, da sie zwei betrunkene Jünglinge in den Kirchenstuhl Ihrer Mutter einluden? Ich bin der, welcher folgte!“

Erstaunt fragte ich: „Wie und was?“ Meine Bibel, erklärte mir der Herr, sei ihm aufgefallen, als wäre es jene geliehene gewesen; daher habe er mich darum gebeten und sich durch die Spuren der Bleistiftschrift auf's Gewisseste überzeugt. Hierauf erzählte er mir die Folgen jenes Vorgangs. Der Kirchenbesuch jenes Sonntags habe so erschütternd auf ihn gewirkt, daß er in eine Krankheit verfallen sei. All' seine Bosheit, womit er seiner guten Mutter die Tage verbittert und verkürzt habe, sei durch die Berührung mit meiner Mutter plötzlich centnerschwer

in sein Gewissen gefallen. Es habe ihn in die Heimath zurückgetrieben, wo ihn sein Oheim wieder aufgenommen und ihm ermöglicht habe, sich auf das Predigtamt vorzubereiten. Nun wirke er seit Jahren als Missionair in Südafrika.

„Und wie ging es Ihrem Kameraden von damals?"

„Ach, der wurde der berüchtigte Straßenräuber Jacob Hill, der am Galgen starb!" —

Jener Vorplatz der Kirche war der Scheide- und Entscheidweg für die beiden Jünglinge. Das ist eine Geschichte zu dem Nachtwächterrufe um 2 Uhr hier zu Lande:

Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr, den rechten lehre mich!

Zwei Dichter.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges — von 1756 bis 1763 — war auf der einen Seite die Begeisterung groß für den einzigen Friedrich, der es wagte, den Kampf mit halb Europa aufzunehmen, war auf der andern Seite die Begeisterung groß für die junge Kaiserin Maria Theresia, die durch eine gewisse gutmüthige Volksthümlichkeit ihre Unterthanen für sich zu gewinnen wußte. Damals war das Kriegswesen noch nicht auf dem geregelten Fuße, wie es heutzutage, namentlich in Preußen ist. Im Heere dienten noch viele Angeworbene, wirkliche Söldner. So soll's aber in einem Staate nicht sein. Die Söhne des Vaterlandes sollen ihr Vaterland vertheidigen, keine fremden Söldner; es soll auch jeder gesunde und wohlgewachsene Sohn des Vaterlandes dazu verpflichtet sein, und kein Gesetz darf ihn davon entbinden, noch ihm erlauben, für Geld einen Stellvertreter einzustellen. So ist's jetzt in Preußen, und das ist gut. In andern Staaten ist's noch lange so nicht. Doch zurück zu jener Zeit des siebenjährigen Krieges. Wie gesagt, an Begeisterung fehlte es auf beiden Seiten der Kämpfenden nicht, und es gesellten sich zu beiden Heeren manche Freiwillige, an deren Wiege nichts von Krieg und Schlachten war gesungen worden.

So diente in der österreichischen Armee ein junger Student aus Prag, der für seine Kaiserin schwärmte, allein auch dem Lobe Friedrich's des Großen nicht zu widersprechen wagte. Er mußte es sich gestehen, daß der Preußenkönig mit seiner Berliner Wachtparade — wie man in Wien oft spottweise gesagt — Hel-

denthaten verrichtet habe. Einst kommt dieser ehemalige Prager Student, jetzt Unteroffizier bei den Husaren, in ein Städtchen, wo kurz vorher die Preußen angegriffen worden und zurück hatten weichen müssen. Fast keine Scheibe war mehr ganz geblieben, so heftig war das Feuern gewesen. Unser österreichischer Unteroffizier, ein gutes Gemüth und im Versschmieden nicht ganz unbewandert, schreibt auf eine Wand mit Bleistift folgende Worte:

Wie? Friedrich schlägt die Fenster ein?
Ich wollte eben in die Scheiben
Des großen Friedrich's Thaten schreiben;
Nun mag er unbesungen sein.

Im Kriege aber geht's auf und ab. Die Preußen sammelten sich, zogen muthig gegen die andringenden Oesterreicher und trieben sie wieder aus dem eroberten Städtchen hinaus. Kommt da zufällig ein Ziethen'scher Husar in die Stube, wo das nagelneue Lied vom Fritz an der Wand steht. Hei! denkt er, du kannst wohl auch einen Vers zusammenreimen, der dem Oesterreicher eine Antwort gibt. Und unser Landsmann schreibt darunter:

O, laß ihn unbesungen sein!
Um Friedrich's Thaten zu beschreiben,
Erwählt kein Kenner Fensterscheiben;
Man gräbt sie nur in Marmor ein.

War das nicht schön gesagt? Gewiß! In Marmor sind aber die Thaten des großen Friedrich nicht bloß eingegraben, nein, sie haben ihren rechten Platz gefunden in den Herzen der edelsten Preußen. Und damit solche lebendige Monumente sich forterben von einem Geschlecht zum andern, darum wird in den Schulen vaterländische Geschichte gelehrt, darum erzählen wir auch hier von dem alten Fritz und seiner bewegten Zeit.

Wie der König einmal eine Dichterin abfertigte.

Eine gewisse Madame Kämmerte hatte Gedichte herausgegeben und dem Könige ein Exemplar davon zugestellt. Der alte Fritz hielt nicht viel auf Weiber, die sich mit etwas Anderem beschäftigten, als mit der Haushaltung; deshalb sandte er die Gedichte zurück mit folgenden Zeilen:

Liebe Madam Kämmerte,
Mach' Sie lieber Hemmerte (Hemde).

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Marquesas-Insulaner.

Deutscher

Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder

von

Ph. Jac. Beumer.

Neue Folge.

VII. Jahrgang.

Zweite Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Ohne Kampf kein Lohn	63
Die brennende Lampe	64
Omar's Moschee in Jerusalem	64
Washington	66
Gott läßt sich nicht spotten	68
Das goldene Amen	69
Die Bienen	69
Eine moralische Betrachtung vor einem Bienenstande	71
Vom Honigvögelein	74
Die Waise der Gefängnisse	75
Die Marquesas-Inseln	77
Der Strauß	81
Wie Hildebold zum Bischof von Köln erwählt wurde	83
Ein wilder und doch guter Schüler	85
Die Erdhäschen	87
Helgoland und seine Bewohner	89
Der Weihnachtssegen	92
Er muß nach Amerika	93
Das Gänseblümchen	95
Zwei Geburtstags-Gedichte	99
Seydlitz Denkmal	100
Rechenaufgaben	103
Mein Stammbuch	103
Ich bitte für eine schuldlose Waise	105
Eine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV.	107
Randzeichnungen zu dem Bilde Friedrich Wilhelm III. (Fortsetzung)	114
Wahre Ehre	117
Die Lerche	117
Was dem großen Alexander in Afrika begegnete	119
Segen und Unsegen eines Hauses	120
Zwei Räthsel	121
Der Name Gottes	123
Sei stille zu Gott	124

Mit Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Bagel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

D. Lit. 1731.
2 g

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

10. 1528.

Ohne Kampf kein Lohn.

Was auch der Mensch beginnt im Leben,
Durch Hindernisse muß er gehen:
Und wer nicht kämpft mit festem Streben,
Wird nie am schönen Ziel sich sehen.
Mit Mühe muß der Mensch erringen,
Aus Nacht muß er zum Lichte dringen:
Nichts wird erlernt, kein Werk vollführt,
Wenn Fleiß und Arbeit uns nicht ziert.

Auf tausend Wegen wird gewandelt —
Nach löblichem, oft eitlem Ziel;
Doch was man treibt und wo man handelt,
Da gibt's der Müh' und Sorgen viel.
Die Seinen und sich selbst zu nähren,
Muß mancher dulden und entbehren;
Bei Sturm und heißem Sonnenschein
Muß thätig stets der Landmann sein.

Die Erde gibt die reichen Gaben
Nur regem und beständ'gem Fleiß;
Das Gold wird aus dem Schacht gegraben,
Die Garbe lohnt des Pflügers Schweiß.
Dem Sturm des Meer's und heißen Zonen,
Der Raubgier fremder Nationen
Setzt sich der thät'ge Kaufmann aus,
Zu gründen sich ein sich'res Haus.

Ein Jedes wird mit Müh' errungen,
Nicht Unerworb'nes fällt uns zu:
Wenn auch ein blinder Wurf gelungen,
Es zu behaupten — stört die Ruh'.
Ja, selbst im Reich der Phantasieen,
Wo freier Künste Kräfte glühen,
Muß ungehemmter Fleiß besteh'n,
Soll Künstlers Glück nicht untergeh'n.

Wenn überall sich Kämpfe zeigen,
Nichts ohne Mühe wird vollbracht;
Kann Licht und Leben uns ersteigen
Aus Wollust, Müßiggang und Nacht?
Die schwerste Kunst ist, ew'ges Leben
Durch starken Kampf uns zu erstreben.
D'rum, Brüder, trotzt mit festem Muth
Des Nordens Frost, des Südens Gluth.

Die brennende Lampe.

Zu Zoroaster kam einst ein fein gekleideter junger Mann, der sprach: „Lehre mich Weisheit!"

Zoroaster gab ihm einen Wink, zu folgen und führte ihn nun in seine Hütte. Hier gab er dem jungen Manne eine brennende Lampe und sagte zu ihm: „Zünde jene, die vor Dir steht, auch an!"

Als er den Versuch vergebens gemacht und darauf in die Lampe selbst gesehen hatte, wandte er sich unmuthig an den Weisen und sagte zu ihm: „Du siehst doch, daß in der Lampe kein Oel, sondern nur Wasser ist." — Zoroaster erwiderte: „So schütte das Wasser heraus und dafür Oel hinein!"

Es geschah; aber die Lampe wollte noch nicht brennen. Natürlich: der Docht war noch mit Wasser gefüllt, das er an sich gesogen hatte.

„Trockne den Docht!" sprach Zoroaster. Jener that es und — die Lampe entzündete sich darauf sogleich an der andern.

„Nun lebe wohl!" rief Zoroaster, „ich habe Dein Begehren erfüllt und Dich Weisheit gelehrt."

Der junge Mann machte ein befremdetes Gesicht dazu; der Weise aber fuhr fort: „Die Lampe, welche nicht brennen will, bist Du. Wenn Du Dich in den gehörigen Stand setzest, so kann dieses Gleichniß in Dir das Licht entzünden. Handle darnach!" —

Omar's Moschee in Jerusalem.

Zu den Merkwürdigkeiten Jerusalems gehört auch der Berg Morija. Einst hoch, ist er jetzt der niedrigste Theil der Stadt,

Die Omars-Moschee.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

so daß er kaum ein Berg genannt werden kann. Auf ihm wollte Abraham seinen Sohn opfern, auf ihm erbaute Salomon den prachtvollen Tempel, und gegenwärtig nimmt die von Omar im Jahre 637 erbaute Moschee Sakhara den Platz ein. Der Christ, welcher in dieser Moschee ergriffen wird, hat die Wahl, entweder seinen Glauben abzuschwören und Muhamedaner zu werden, oder er wird gespießt oder verbrannt. „Der Sultan selbst kann einem Nichtmuhamedaner wohl die Erlaubniß zum Hineingehen in die Moschee ertheilen, aber nicht zum Herausgehen," sagt man in Jerusalem. Der Engländer Richardson erhielt jedoch durch Omar Effendi, den er von einem Augenübel befreite, zum Dank die Erlaubniß, die Moschee vier Mal zu besuchen. Ihm also haben wir es zu verdanken, daß wir mit diesem Prachtgebäude bekannt geworden sind. Richardson erzählt darüber Folgendes: „Es ist ein viereckiger Platz auf dem Berge, Haram Sheriff genannt, 1489 Fuß lang, 995 Fuß breit, im Süden und Osten von der Stadtmauer eingefaßt.

In der Mitte dieses Platzes ist eine um 14 Fuß erhöhte viereckige Plattform, zu welcher Treppen führen. Diese Plattform heißt Stoa Sakhara und ist mit bläulich-weißem Marmor gepflastert. Fast in der Mitte derselben steht die Moschee Sakhara selbst, ein Achteck, dessen Seite 60 Fuß lang, an vier Seiten sind Thüren mit Vorhallen.

Der untere Stock der Moschee ist äußerlich mit Marmor, der obere mit weißen, gelben, grünen, besonders blauen Ziegeln belegt, auf denen Kernsprüche mit Goldschrift angebracht sind. Auf jeder der vier Seiten, wo eine Thür, sind sechs Fenster, auf jeder der übrigen vier sind sieben Fenster. Im Innern sind die Wände weiß; achtmal drei Säulen von 20 Fuß Höhe stehen längs den acht Wänden, 16 Säulen tragen die innere Kuppel. Zwischen diesen 16 Säulen läuft ein eisernes Gitter um den Centralraum der Moschee. Hier beten die Muhamedaner, das Gesicht nach Süden, nach Mekka gewendet. In der Mitte jenes umgitterten Raumes ist ein Stein, von einem zweiten, hölzernen Gitter umgeben, von welchem Steine die Moschee den Namen „befestigt" hat.

Er soll nämlich vom Himmel gefallen sein, als die Prophezeihung zu Jerusalem begann; auf ihm beteten die Propheten. Als die Propheten nun flohen, wollte der Stein auch fort, Gabriel aber hielt ihn, befestigte ihn an dem Felsen, bis Muhamed kam, den Stein an diesem heiligen Ort unbeweglich machte, da

dann 637 der Khalif Omar um denselben die Moschee erbaute. Gabriels Fingerspuren sind noch am Steine sichtbar. Die Kuppel der Moschee ist 90 Fuß hoch, ihr Durchmesser ist 40 Fuß; sie ist mit bunten Ziegeln gedeckt, auf ihr hat man eine schöne Ansicht Jerusalems. Dieses prächtige Gebäude, auf ihm der Halbmond, dient, um aller Welt Blick auf diesen entweihten Platz zu ziehen als auf ein Centraldenkmal der göttlichen Rache. Es mag, im geistigen Sinne, der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte genannt werden."

Washington.

Aus des berühmten Washington's Leben theilt ein englisches Blatt nachstehenden interessanten Zug mit.

Während das amerikanische Heer im Jahre 1777 bei Vally Forge gelagert war, kam ein ehrlicher alter Quäker, Namens Potts, auf einer in Geschäften unternommenen Reise durch einen dichten Wald, in dessen Nähe das Hauptquartier sich befand. Plötzlich vernahm derselbe in einiger Entfernung unter dicht belaubten Bäumen eine Stimme, welche ihn, je näher er kam, je mehr durch ihre Innigkeit anzog.

Er war nicht wenig verwundert, als er, sich mit Behutsamkeit dem Sprechenden nähernd, in demselben den Anführer des Heeres der vereinigten Staaten, auf seinen Knieen im lauten inbrünstigen Gebete begriffen, erkannte. Washington war in dem Augenblicke, als Potts, welchen die Bäume verbargen, sich ihm so weit näherte, daß er seine Worte verstehen konnte, damit beschäftigt, dem Regierer des Weltalls für die Wohlthaten, die er seinem geliebten Vaterlande erwiesen hatte, laut zu danken, und zugleich die göttliche Gnade zu preisen, welche ihn aus dem Dunkel der großen Menge an die Spitze seines Volkes zur Vertheidigung der wichtigsten Angelegenheiten und theuersten Interessen desselben gestellt hatte. Zugleich sprach der Betende mit Bescheidenheit die geringe Meinung aus, welche er von seinen Fähigkeiten hegte, einen so großen Beruf würdig zu erfüllen, und flehete den Himmel an, ihn zu stärken und ihm mächtigen Beistand in diesem, für so wichtige Zwecke begonnenen Kampfe zu verleihen.

Nachdem der General sein lautes und so demuthsvolles als inbrünstiges Gebet geendet hatte, zog sich der tiefbewegte Quäker zurück, und setzte nachdenkend seinen Weg bis zur Heimath fort, die er gegen Abend erreichte. Dort bemerkten seine Gattin und erwachsenen Kinder an demselben eine ganz besondere Spannung, die ihn nicht verließ, als er Abends seine Andachtsübungen vor Schlafengehen begann. Theilnehmend fragten ihn die Seinigen nach der Ursache und Veranlassung einer so ungewöhnlichen Stimmung. „Laßt Euch, meine Lieben," sprach er, „diese nicht befremden. Auch ein kälteres Herz, als das meinige, würde von dem ergriffen worden sein, was ich heute sah und vernahm, und was ich nie vergessen werde. Bis jetzt bin ich immer der Meinung gewesen, daß die Pflichten eines Christen mit dem Berufe eines Soldaten geradehin unverträglich wären; heute aber bin ich eines Andern belehrt, und würde mich entschließen können, wenn es mir meine Jahre gestatteten, selbst noch mit in's Feld und gegen den Feind zu ziehen. Einen Mann andächtig beten sehen, ist ein herzerhebender Anblick, aber heute habe ich den größten Mann, den ruhmgekrönteſten Feldherrn unseres Volkes mit kindlicher Inbrunst und mit der hingebendsten Demuth — ich habe Washington in einigen unbemerkten Augenblicken zu Dem, der über alle Großen der Erde, und über alle Wesen des Himmels erhaben ist, zu dem Herrn der Himmelsschaaren beten hören, und bin überzeugt, fest und unwandelbar überzeugt, daß, wem ein so frommes Herz im Busen schlägt als ihm, wer sich so zum Herrn des Weltalls hält, wie Er, — ein wahrer Mann Gottes ist, und daß diesem großen Washington das gelingen wird, was er unter andächtiger Anrufung des unsichtbaren Helfers über den Wolken, und im kindlichen Vertrauen auf ihn, unternahm. Ja, der Herr wird mit Washington sein," rief der begeisterte Greis aus, „und ihm vollbringen helfen, was er begonnen hat!" — Den Greis täuschte sein frommer Glaube nicht!

Die Weltgeschichte nennt Washington's gefeierten Namen in der Zahl der edelsten christlichen Helden, und sein Werk wird durch ferne Jahrhunderte hinleuchten im unvergänglichen Glanze. Seine Tugenden als Mensch haben seinen Verdiensten als Feldherr das reinste Gepräge aufgedrückt. Die Besten aller kommenden Zeiten werden es mit Ehrfurcht betrachten. *)

*) Die Quäker, wie auch die Mennoniten, schwören keinen Eid; sie halten sich an das Wort des Heilandes: Eure Rede sei ja, ja — nein, nein,

Gott läßt sich nicht spotten.

In einer rheinischen Stadt hat sich vor einiger Zeit folgende schreckliche Geschichte zugetragen. Ein Schieferdecker hatte am Kirchthurme eine Ausbesserung zu machen. Der Mann aber war leider dem Schnaps sehr ergeben. Der würdige Pfarrer hatte ihn oft ermahnt, seine Leidenschaft zu bekämpfen, und zwar um so mehr, da sein Handwerk ein so gefährliches sei. Doch der Dachdecker schlug alle Ermahnungen in den Wind, und gerade jetzt, als er am Thurme arbeiten sollte, nahm er sich gehörig Einen, wie er zu sagen pflegte. Dicht um die Kirche standen hohe Lindenbäume. Mit allerlei Spottreden bestieg der angetrunkene Dachdecker den Thurm. Kaum aber war er oben angelangt, so verlor er das Gleichgewicht, glitt am Dach herab, gerieth in die Zweige der Bäume und kam endlich unten — — ganz unbeschädigt an. Auf das Geschrei der Leute war auch der in der Nähe wohnende Pfarrer herbeigeeilt.

„Mein lieber Meister M. —" redete er den Dachdecker an, „solches thut der Herr an einer Seele zwei oder drei Mal, daß er sie vom Verderben erlöse! Danket Gott, daß er Euch so wunderbar errettet hat; aber nun faßt auch den Entschluß, den bösen Feind — den Branntwein — zu fliehen!" Also redete der Pfarrer und entfernte sich. Anfangs war der Dachdecker etwas verblüfft; als er sich aber gesammelt hatte, lachte er über den Pfarrer und sagte: „Das kenne ich besser, meine Geistesgegenwart hat mich gerettet; denn als ich fiel, gab ich mir einen Schwung in den Lindenbaum, und durkelte so langsam zur Erde. Da hat unser Herrgott nichts mit zu thun. Ich muß aber gehen, und mir auf den glücklichen Sprung gehörig Einen nehmen." Also redete der Dachdecker, ging in's Wirthshaus und trank nach Herzenslust. Ermattet legt er sich endlich auf eine Bank und schläft ein. Nach einer halben Stunde hört der Wirth einen Fall, läuft hinzu und findet den Schieferdecker todt an der Erde. Er hatte den Hals gebrochen!

---

was darüber ist, das ist vom Uebel. Schon aus dieser Ursache können sie nicht zum Wehrstande herangezogen werden, weil sie den Eid der Treue nicht leisten. Sie halten aber auch überhaupt den Soldatenstand mit dem christlichen Lebensberufe für unvereinbar. Da sie sonst sehr achtenswerthe Leute sind, so hat man sie von der Militairpflicht gegen eine gewisse Steuer entbunden. Br.

Das goldene Amen.

Es las ein Bäuerlein im Bibelbuch,
Und buchstabirt zusammen sich den Spruch:
„Wer solch' ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
Der nimmt mich auf." Da pocht' es an, da kamen
Von Frost geschüttelt und mit bleichen Wangen
Zwei arme Kindlein still verschämt gegangen
Und flehten: „Ach! erbarmt euch uns'rer Noth
Und gebt uns nur ein kleines Stückchen Brod;
Wir pochten heut' schon an so manche Pforte;
Doch hörten wir nur überall die Worte:
Die Noth ist groß, wir kommen selbst nicht aus,
Wir haben kaum für uns noch Brod im Haus."
Da sprach das Bäuerlein: „Ach, lieber Gott!
Ich habe auch nur noch ein kleines Brod,
Und das soll für die ganze Woche langen."
Da sah er Thränen auf den bleichen Wangen
Der Kinder, nahm das Brödchen aus dem Schrein
Und theilt' es heiter in drei Stücke ein;
Für jedes Kindlein eins, für sich das dritte,
Und segnete das Brod nach frommer Sitte
Und sprach: „Nun, liebe Kindlein, eßt euch satt
An dem, was uns der Herr beschceret hat."
Da fiel sein Auge auf das Bibelbuch,
Und sieh'! es glänzte nach des Herren Spruch:
„Wer solch' ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
Der nimmt mich auf," ein großes gold'nes Amen.

Die Bienen.

Als Adam und Eva noch im Paradiese wohnten, tröpfelte der Honig von den Bäumen herab, und die Menschen hatten nur nöthig, ihre ausgebreitete Hand unterzuhalten, um ihn aufzufangen, was sie denn auch nicht versäumten.

Aber die Freude währte nicht lange. Eva hatte genascht und den Adam verführt, und beide mußten für ihren Ungehorsam das Paradies verlassen, und ein Engel wurde mit dem Schwert vor die Thür gestellt, um ihnen die Rückkehr zu verwehren.

Doch mit den Menschen wurden auch die Thiere bestraft, wiewohl sie nichts Böses gethan hatten und auch nicht thun können. Sie mußten auch das Paradies verlassen. Damit war denn aber auch der stille Friede dahin, der bis dahin in der Menschen- und Thierwelt geherrscht hatte. Der Wolf fraß von nun an das Lamm, der Geier die Taube, der Fuchs das Huhn, der Sperling den Käfer, und auch die Menschen fingen an, Wohlgeschmack am Fleisch und Blut der Thiere zu finden, und schlachteten sie, und vergaßen darüber die Reize des Paradieses.

Nur Adam's Kinder trauerten, denn sie hatten so viel von den Herrlichkeiten desselben gehört und sehnten sich nach ihm. Besonders hätten sie gar gern Honig gegessen, denn er sollte gar zu süß und gut geschmeckt haben — wie die Mutter erzählte. Vergebens hielten sie ihre ausgebreitete Hand unter den einen und andern Baum — sie blieb leer — keiner lieferte Honig mehr, seitdem Eva vom Baume des Erkenntnisses des Guten und Bösen gegessen hatte.

So saßen sie auch eines Tages im Schatten eines Baumes und seufzten — siehe, da flog rasch und ängstlich eine Biene auf sie zu, verfolgt von einem begierigen Spatz, der schon den Schnabel aufriß, um sie aufzupicken. Während der Knabe diesen dreist auf den Schnabel schlug, setzte die Schwester das Bienchen in einen großen und tiefen Blumenkelch, wo kein Vogel sie entdecken konnte. Doch allplötzlich that das Bienchen sein Mündchen auf und flötete mit leiser und feiner Stimme dem Kinde zu: „Lieb' Menschenkind, das will ich Dir nie vergessen, Du hast die letzte Königin der Bienen gerettet! Hätte mich das große, graue Ungeheuer verzehrt, so wären alle Bienen gestorben. Darum bitte Dir etwas von mir aus, und falls es nicht über meine Kräfte geht, will ich es Dir gewähren!" —

Da flüsterte die Schwester dem Bruder zu: „Sage Du es ihr, — ich mag es nicht, ich schäme mich." — „„Nein,"" sprach das Brüderlein, „„was geht mich es an, sie redet ja mit Dir, Du hast sie ja gerettet!""

Da faßte sich das Kind ein Herz und sagte: „Ach, schöne, bunte Königin! könntest Du uns Honig verschaffen, das wäre doch wohl das Beste. Ach, er soll so süß schmecken! Wie gern äße ich Honig!"

„Wenn es weiter nichts ist," erwiderte die Königin, „das soll bald geschehen!" — Nun flog sie fort, aber wenige Augenblicke darauf kamen Tausende von Bienen angeflogen und guckten

in alle Blüthen und Blumenkelche hinein, und surrten und summten emsig und fleißig, und flogen hin und her, mit einander wetteifernd, und sammelten Blumensaft und trugen ihn in einen hohlen Baum, — und es war eine Lust mit anzusehen.

Als aber der Abend kam, lud die Königin die Kinder zu sich ein und sagte: „Kinder, nun langet zu, euer Wunsch ist erfüllt!“ Und die Kinder ließen es sich gar gut schmecken und riefen jubelnd aus: „„O, wie ist er doch süß! Wie leise und sanft schmilzt und zerfließt er auf der Zunge!““ und es war ihnen, als wären sie im Paradiese.

Doch die kleine Königin sagte: „Weil er Euch doch so überaus süß schmeckt, so soll es mit dem heutigen Versuch nicht sein Bewenden haben. So lange vielmehr meine und Eure Nachkommen leben, sollen Bienen für die Menschen Honig sammeln, damit ihnen der Verlust des Paradieses nicht allzu wehe thue!“

Und so sammeln denn die Bienchen noch heut zu Tage Honig und gucken in alle Blumen und Blüthen hinein und surren und summen, aber der Mensch pflegt auch ihrer und schützt und schirmt sie noch immer mit großer Sorgfalt.

Eine moralische Betrachtung vor einem Bienenstande.

Dieses kleine geflügelte Insekt ist ein Glied von dem ausgezeichneten Wundervolk, welches so viele Aufmerksamkeit bei dem Freunde der Natur erregt und welches so sehr das reine Gemüth des unverdorbenen Menschen fesselt, daß er sich leidenschaftlich in seine Arme wirft.

Dieses Gesammtvolk hat eine rein monarchische Staatseinrichtung ohne Constitution, Charte und Landstände; aber dessen ungeachtet wird sein Regiment so trefflich geführt, daß dadurch das Ganze nach festen Naturgesetzen seinem Endziele entgegen geführt wird. Mit schwachen Gliedern von der Natur ausgestattet, tragen die Bienen, öfters sehr schwer belastet, Hunderte und Tausende von Centnern Honig, Wachs und Bienenbrod in ihre friedliche Wohnungen, um dieselben als Vorräthe für die Zeit der Noth aufzuspeichern. Hier in dieser Heiligthumsstille beweist sich der Schöpfer mit seiner Allmacht, Weisheit und Güte in Hülle und Fülle; hier in dieser geheimnißvollen Naturwerkstätte findet

der Gottesleugner reichen Stoff, über seinen Irrwahn nachzudenken und mit Scham von hinnen zu treten. Hier findet der rohe Naturmensch geistigen Honigseim, der das innere Gefühl belebt, erwärmt und begeistert.

Betrachten wir die Naturtriebe der Bienen näher, während wir an einem schönen Frühlings- oder Sommermorgen am Bienenstande weilen, so finden wir die sprechendsten Beweise ihres unermüdeten Fleißes, ihrer Thätigkeit und Ordnung. Tausende von Bienen kehren mit schweren Lasten vom Felde zurück, legen dieselben ab, und eilen auf's Neue dem Blumenfelde zu. Ein ununterbrochener Zu- und Abflug vom frühen Morgen bis an den späten Abend bekundet die außerordentliche Thätigkeit des Bienenvolkes. Im Innern des Stockes herrscht gleiche Rührigkeit und eine musterhafte Ordnung den Tag über und die Nacht hindurch. Ohne irgend eine Störung wird von Tausenden das Einsammeln des Honigs, Wachses, Bienenbrodes und sonstiger Bedürfnisse besorgt, und Tausende von Bienen widmen sich dem innern Haushalt, speichern die Vorräthe auf, pflegen die königliche Mutter und die junge Brut. Tritt her an den Bienenstand, du Fauler, du Träger! Lerne hier Fleiß und Ordnung! Siehe hier, wie Fleiß und Ordnung zu Gedeihen und Segen, zu Ehre und Wohlstand führen! Fasse hier ernste Vorsätze und ahme dem schönen Beispiele der Bienen nach!

Bei der reichsten Honigtracht und bei der reichlichsten Fütterung mit Honig befleißigt sich die Biene der größten Sparsamkeit, indem sie nicht weiter aufzehrt, als das Bedürfniß fordert, und alles Uebrige für die Zukunft aufbewahrt. Lerne hier, Verschwender und unordentlicher Haushalter, von der Biene sparen und haushalten für die Zeit der Noth, für deine Familie und deine bedürftigen Mitmenschen.

Obgleich 20 bis 30,000 Bienen in einem engen Raume des Stockes beisammen leben, so findet man hier Friede, Ruhe und Eintracht in der schönsten Harmonie beisammen. Komm' herbei, du Zank-, Streit- und Händelsüchtiger, und gehe hier in die Schule; dann wird Freude, Ruhe, Eintracht und Einigkeit in deinem Hause, im Umgange mit andern Menschen und in deiner Gemeinde einkehren.

Der Schöpfer hat dem Naturtriebe der Bienen ein strenges Gesetz zwischen Mein und Dein eingepflanzt, nach welchem feindliche Angriffe auf das Eigenthum der Bienen mit Muth abgewiesen werden. Komm' herbei, du Betrüger, Dieb und Räuber!

der du vom Schweiße deiner Mitmenschen dich ernähren möchtest; komm' und siehe, wie die Biene den Dieb und Räuber ergreift und mit dem Tode den Frevler bestraft.

Die Bienen haben eine ausgezeichnete Anhänglichkeit und Liebe zu ihrem Oberhaupt, ihrer Königin, und vertheidigen dieselbe und ihre Wohnung mit Aufopferung ihres eigenen Lebens. Hier findet jeder Staatsbürger, jeder wahre Patriot die ernste Aufforderung, wenn Gefahr dem Vaterlande droht, sich auf den Ruf um den Fürsten zu schaaren, und Blut und Leben dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer zu bringen.

Die Bienen lieben die Reinlichkeit im höchsten Grade, und alles Unreine wird aus dem Hause geschafft. Jedem Feinde wird der Zutritt in die Wohnung der Bienen verweigert, und dringt ein unberufener Gast gewaltsam ein, so wird er getödtet und mit vereinten Kräften hinausgeschafft. Ist dies nicht möglich, so wird er mit einer Wachsdecke überzogen und dadurch unschädlich gemacht. Tritt her, o Christ! auch du kannst hier Lehren der Weisheit kennen lernen! Laß keine unreinen Gedanken und Begierden in deinem Herzen einkehren, und wollen Leidenschaften, wie Zorn, Haß, Feindschaft, Neid, Geiz und andere Feinde, gewaltsam eindrängen und Wurzel fassen, mache es wie die Biene und überspinne sie, damit sie nichts Nachtheiliges für dich im Gefolge haben!

Die Biene ist ein kleines, schwaches und unansehnliches Geschöpf ohne äußern Schmuck, während der bunte Schmetterling mit einer reichen Farbenpracht ausgeschmückt ist; aber wie nützlich, wie kunstvoll, wie wunderbar ist die Biene, und der bunte Schmetterling wie werthlos! Hier finden so viele Menschen aus allen Ständen ein treffliches Musterbild von dem Sprüchwort: „Der Schein trügt; nicht Alles, was glänzt, ist Gold!" Nur ein innerer Herzensadel, nicht äußerer Flitter, ist die wahre Zierde des Menschen.

Geht die Königin mit Tod ab, so entstehen in der Bienenwohnung allgemeine Klage- und Jammertöne über den Verlust der regierenden Mutter. Fleiß und Arbeit hören auf, die Bienen sind entmuthigt, werden von Räubern überfallen, und das Volk oder der ganze Bienenstaat geht seinem Untergange sicher entgegen. Von einem Fürsten oder seiner Regierung hängt das Wohl und Wehe der Unterthanen ab. Ein weiser Regent, der nur das Wohl seiner Bürger beabsichtigt, verdient deswegen unsere ganze

Achtung und Dankbarkeit, und aufrichtige Herzenswünsche steigen für eine lange Regierungsdauer zum Himmel empor!

Eine Biene für sich allein ist ein werthloses Geschöpf, und nur in geselliger Verbindung und in dem entsprechenden Normalzustande wird ihr Lebenszweck erreicht, und bei sorgfältiger Pflege ein lohnender ökonomischer Nutzen erzielt. Dieses gesellschaftliche Zusammenwirken der Bienen ist ein äußerst wichtiges Musterbild für den menschlichen Familienkreis, der nur dann in Wohlstand versetzt wird, wenn alle Mitglieder in gegenseitiger Liebe und in Gottesfurcht mit vereinten Kräften dem Berufszwecke nachstreben. Dieser gesellige Verband der Bienen ist aber auch ein nachahmungswürdiges Anschauungsbild für sämmtliche Mitglieder des Gemeinde- und des Staatsverbandes, und zeigt, wie nur dann die Gemeinde- und Staatswohlfahrt begründet werden kann, wenn alle Glieder derselben mit vereinten Kräften das Wohlfahrtsziel zu erstreben suchen.

Siehe hier, du aufmerksamer Leser! welche schönen Betrachtungen und weisen Lehren man an einem mit Bienen besetzten Bienenstande anstellen und kennen lernen kann; sehet, ihr lieben Landleute, hier wird der Bienenstand ein Tempel, in welchem ihr den Schöpfer verehren, gute Grundsätze euch aneignen und feste Vorsätze für euer Leben fassen könnt, wenn ihr mit Nachdenken und mit einem reinen Gemüthe am Bienenstande verweilet! Gehet recht oft zu diesem Wundervolke hin, und ihr werdet täglich viel Nützliches lernen und viele innige Freude haben!

Vom Honigvögelein.

(Aus des Knaben Wunderhorn.)

Ein Liedlein will ich singen
Vom Honigvögelein,
Die hin und her sich schwingen,
Wo bunte Blumen sein.
Das Völklein in dem Grünen,
Es schmauset auf der Weid',
Ich singe von den Bienen
Wohl auf der freien Haid'.

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfernvolk,
Bis daß der Schnee vergangen,
Frost, Schauer, Nebelwolk'.
Und wenn die Weste stimmen
Nach linder Lenzen Art,
So machen sich die Immen
Auf ihre Blumenfahrt.

Sie ziehen mit der Trummel,
Der Stachel weist das Schwert;
Ihr Brummel und Gesummel
Hat Niemand noch gefährdt.
Sie nehmen sonder Morden
Den zarten Blumenraub,
Und ihre Beut' ist worden
Der Bäum' und Blüthen Laub.

Wie sie die Wachsburg bauen
Aus gold'nem Pergament,
Kann Niemand nicht beschauen,
In keines Künstlers Händ'.
Hat man so sehr bewundert
Die Zimmerchen so gleich,
Sechseckig ist gesundert
Das Honigkönigreich.

Man sieht sie friedlich leben,
Ohn' Eigennutz und Streit,
In steter Mühe weben
Zu Lenz und Winterszeit;
Sie pflegen einzutragen
Den Blumensaft und Thau,
Und führen mit Behagen
Gesammt den Zuckerbau.

Die Waise der Gefängnisse.

Rosalie war die Tochter der Fürstin Fanny Lubomirska, die sich zur Zeit der französischen Revolution in Paris

aufhielt. Das Mädchen zählte damals fünf Jahre. Die Fürstin wähnte sich auch mitten zwischen den Schaffotten im Vertrauen auf die Gesetze des Völkerrechtes sicher, und dachte nicht daran, Paris zu verlassen. Eines Tages jedoch wurde sie in ihrer Wohnung überfallen und sammt dem Kinde in die Conciergerie geschleppt. Man hatte sie dem revolutionären Comité denuncirt, als ob sie sich einer Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik verdächtig gemacht hätte, und das blutige Tribunal verurtheilte sie zum Tode. Als besondere Gnade gestattete man ihr, ihre fünfjährige Tochter bis zum Scheiden von dieser Erde bei sich behalten zu dürfen.

Bevor die unglückliche Dame den Schmerzensweg antrat, empfahl sie ihr Kind einigen Mitgefangenen, die jedoch nach und nach dasselbe Loos erfuhren und die arme Rosalie andern Unglücksgefährten überließen, so daß man sie mit Recht „die Waise der Gefängnisse“ nennen konnte. Das arme Wesen, von einem Opfer dem andern hinterlassen und von diesem adoptirt, fand endlich bei der Wäscherin des Gefängnisses Aufnahme, welche sich Bertet nannte. Fünf Kinder hatte diese Frau bereits zu versorgen und Rosalie war das sechste.

Die Blutherrschaft ging zu Ende, die Verzeichnisse der Geopferten wurden bekannt gemacht, und der Graf Rzewuski, der Bruder der Fürstin, eilte nach Paris, um die Tochter seiner unglücklichen Schwester aufzusuchen. Alle Bemühungen blieben ohne Erfolg; Anzeigen, Signalements waren vergeblich, der Schließer der Conciergerie war seitdem gestorben und hatte schon mehrere Nachfolger gehabt. Der Graf verzweifelte schon daran, seinen Zweck zu erreichen.

Eines Morgens ging der Graf, der im „Hôtel Grande Batelier“ wohnte, über den Hof und bemerkte die Wäscherin des Hôtels, an deren Seite sich ein wunderhübsches Mädchen befand. Die Schönheit des Kindes fesselte den Grafen. „Wie heißen Sie, mein Kind?“

„Rosalie!“

„Gute Frau, ist das Ihr Kind?“

„O nein, sie ist die Tochter einer hohen Dame, die zur Zeit Robespierre's guillotinirt wurde; ich ernähre das Kind bereits seit drei Jahren.“

„Wie hieß die Mutter des Kindes?“

„Ich weiß es nicht!“

Der Graf zweifelte trotzdem nicht, daß das Mädchen die gesuchte Nichte sei; um sich jedoch noch mehr zu überzeugen, redete er es plötzlich in polnischer Sprache an. Bei diesen Klängen, welche die süßen Eindrücke der Kindheit in dem Herzen des Mädchens wach riefen, brach Rosalie in Thränen aus und stammelte: Ich verstehe Sie, mein Herr! o sprechen Sie weiter, — so redete meine Mutter mit mir!

Rosalie heirathete später ihren Vetter, den Grafen Rzewuski, wurde der Schutzengel ihrer Pflegemutter, und das Glück breitete seinen goldenen Schleier über das trübe Geschick ihrer Vergangenheit.

Die Marquesas-Inseln.

Die Marquesas-Inseln liegen nordöstlich von den Gesellschafts-Inseln und gehören mit zu den bekanntesten Gruppen des Australs-Archipels. Der erste Entdecker, Mendana (1595), gab ihnen den Namen des Marquis von Mendoza, daher Mendoza-Archipel. Erst Cook fand sie 1774 wieder, und 1791 gab ihnen der Nordamerikaner Roberts den Namen Washingtons-Archipel. Der Russe Krusenstern hat sie 1804 auf's Neue untersucht. In jüngster Zeit haben sich die Franzosen über diese Inseln, wie über Taheiti, das Protektoratsrecht angemaßt. Die Einwohner gehören, wie die Einwohner der Gesellschafts-Inseln, zu den größten und schönsten Menschen dieser Gegenden. Nur ist die Nase etwas flach und der Mund etwas zu groß. Sie sind äußerst leichtsinnig, fröhlich und sinnlicher Natur. Die Mädchen und Frauen sind nicht selten sogar schön zu nennen; jedoch äußerst zügellos. Grenzenlose Ausschweifungen werden hier ohne alle Scheu getrieben. Da, wo das Christenthum anfängt Wurzel zu schlagen, mildern sich die Sitten und setzt der Sittenlosigkeit Schranken.

Sie erkannten bisher einen obersten Gott, Eatua rahai, und viele Untergötter, so wie auch Hausgötter, und glaubten an ein zukünftiges glückliches Dasein. Ihre Priester sind zugleich Aerzte und Zauberer. Die Begräbnißplätze großer Familien, Moraïs, sind zugleich Oerter der Anbetung, wo sie die grob gearbeiteten Statuen ihrer Götter in verzerrten Menschengestalten aufstellen, wo laute Gebete gehalten und Opfer, zuweilen noch Menschenopfer, gebracht werden. Unsere Abbildung stellt einen

solchen Ort der Andacht dar, wo zwei Priester eben beschäftigt sind, Schweine und Ratten zu opfern. Wer irgendwie Mitgefühl in seinem Herzen hegt für jene armen unwissenden schwarzen Brüder, der kann nur der Sache der Mission das Wort reden, und wird sich angetrieben fühlen, durch die That ihr heiliges Werk befördern zu helfen.

Interessant sind die Nachrichten, welche der Franzose Abel Dupetit-Thouars, der als Commandant der Fregatte Venus die Südsee-Inseln besuchte, über die Marquesas-Inseln mittheilt. Er erzählt:

„Am 1. August 1838 kamen wir nach ruhiger Fahrt in einem stillen und einsamen Meere im Gesichte der Insel Madalena an. Diese ist die südlichste und zugleich östlichste des ganzen Archipels der Marquesas-Inseln, welcher eigentlich aus zwei verschiedenen Gruppen besteht.

Als wir uns der südlichen Spitze der Insel Madalena genähert hatten, welche von einem bemerkenswerthen hohen und fast senkrecht abfallenden Berge gebildet wird, entdeckten wir im Westen ein reizendes Thal, das eine kleine Bucht und einen Ankerplatz bildet; die Ufer und der Hintergrund dieser Bucht waren mit der glänzendsten Vegetation geschmückt und mit einer Menge indianischer Hütten bedeckt, die dem freundlichen Bilde Leben geben. Bald waren wir von Kähnen verschiedener Größe umgeben, von denen einige besonders zierlich waren; die darin befindlichen Eingebornen ließen sich nicht lange bitten, an Bord zu kommen. Die meisten von ihnen litten an skrophulösen Geschwüren und bekamen dadurch ein häßliches Ansehen. Sie schienen an den Besuch der Fahrzeuge gewöhnt; einige zeigten uns sogar Certificate von Schiffscapitainen, unter denen sie als Matrosen auf englischen oder amerikanischen Walfischjägern gedient hatten. Sie bewogen uns, zum Ankerplatz zu kommen, wo wir reichliches Wasser und Früchte fanden. Die hier weilenden Frauen waren wirklich schön zu nennen. Uebrigens war der Besuch jener Eingebornen, die nichts zu tauschen mitgebracht hatten, für uns weder angenehm noch nützlich. Sie sind keine Wilden mehr und haben die Originalität ihres Geschlechts, aber von der Civilisation nichts als die Schattenseiten angenommen. Ihre halbbekleidete Nacktheit ist widerwärtig; die wenigen Kleidungsstücke, deren sie sich bedienen, sind aus Lumpen und beleidigen den Gesichts- und den Geruchssinn gleich stark. In nördlicher Richtung längs der Küste steuernd, fanden wir, eine Stunde von jenem ersten Thale entfernt, eine

zweite, ebenfalls sehr hübsche und, nach der großen Menge von Hütten zu schließen, stark bevölkerte Bucht, wo wir jedoch keinen Besuch von den Eingebornen erhielten. Später kamen unweit der Insel Dominica drei Piroguen zu uns, auf denen sich halbnackte Bewohner dieser Insel befanden, die sich ziemlich intelligent zeigten. Im Westen dieser Insel sahen wir einen ansehnlichen, in weiter Entfernung sichtbaren Wasserfall.

Als wir an der Insel Christina in der Bai d'Amanca vor Anker gegangen waren, kam der König der Insel zu uns an Bord, begleitet von zwei andern Häuptlingen und seinem kleinen Sohne, den er mir als Geißel lassen wollte. Der König nennt sich Yutati und ist von riesigem Wuchse, aber eben so auffallend dick. Er ist fast schwarz, vom Kopfe bis zu den Füßen tätowirt und geht nackt; sein Gesicht ist so wohlwollend und friedlich, daß man sich kaum überreden kann, daß er ein Häuptling von Menschenfressern sei, deren Mahlzeiten er aber nicht theilen soll. Was seine Aufmerksamkeit am meisten zu erregen schien, war die Größe des Schiffes, der Anblick seiner Batterien und die zahlreiche Schiffsmannschaft. Ich sagte dem Könige, daß ich ihn mit vier Kanonenschüssen begrüßen würde, was ihm große Freude verursachte; er äußerte den Wunsch, die Schüsse abfeuern zu sehen, und da ich ihm sagte, daß man die Schüsse erst nach dem Weggehen der Person, welche man begrüßen wollte, abzufeuern pflege, bat er mich, zu gestatten, daß wenigstens zwei Schüsse noch in seiner Anwesenheit abgefeuert werden möchten, was ich gern zugestand. Der erste Minister wünschte die Kanonen selbst abzufeuern und wurde gleichfalls befriedigt. So lange die Fregatte vor Anker liegen blieb, kam der König Yutati täglich an Bord, wo er sowohl frühstückte, als das Mittagsmahl einnahm. Seine Manieren hatten nichts Lächerliches noch Linkisches; er war nicht beschwerlich und gab sich Mühe, uns nachzuahmen und nichts uns Mißfälliges zu thun.

Gleich in der ersten Zeit unseres Aufenthaltes erwiderte ich den Besuch des Königs, der mich beim Landen empfing und in seinen Palast führte. Dieser besteht in einer großen Hütte, etwa 60 Fuß lang und 10—12 Fuß breit, und steht wie alle andern auf einer vierseitigen steinernen Plattform, die sich etwa drei Fuß über den Boden erhebt. Im Innern befindet sich an jedem Ende der Hütte eine Erhöhung; diese beiden Plätze sind für den König vorbehalten. Der übrige Raum ist in zwei fast gleiche Theile getheilt und der eine derselben mit trockenem Grase bedeckt,

auf welchem Matten ausgebreitet sind, die als gemeinschaftliche Schlafstätte dienen. Als ich eintrat, fand ich die Königin, des Königs Tochter und mehrere andere Frauen auf der Erde liegend und in eine Art Mantel gehüllt; ihnen gegenüber kauerten auf den Steinen eine Menge Neugieriger. Der König schenkte mir eine Art Diadem von Hahnenfedern und unterhielt sich mit mir durch Vermittelung unserer Lootsen; er that eine Menge Fragen über Frankreich, seinen König, die Zahl seiner Schiffe u. s. w.

Nachdem ich den König verlassen, erging ich mich im Dorfe; es besteht aus 30—40 Hütten, die an der Küste und an den Seiten des Thales, welches die Verlängerung dieser Bucht bildet, zerstreut sind. Die Bevölkerung derselben mag sich auf 150 bis 200 Personen belaufen, worunter ein Dutzend Europäer und zwar Engländer, Spanier und Franzosen. Ich sah nichts Bemerkenswerthes als ein neues Moraï, d. h. Grabmal für die Ueberreste einer der Frauen des Königs, die vor acht Tagen gestorben war. Es hatte Aehnlichkeit mit einer Hütte oder einem Schuppen; die westliche Seite und die Enden nach Nord und Süd waren ganz offen; roth und gelb bemalte Pfeiler trugen das Dach. Dieser Ort war tabu, d. h. es war nicht erlaubt, sich demselben zu nähern; übrigens mußte der üble Geruch, den er weithin verbreitete, alle Lust, ihn aus der Nähe zu sehen, benehmen. Der letzte Umstand zeigte uns, daß die Insulaner ihre Todten weder verbrennen noch einbalsamiren, was demnach die Polynesier wohl überhaupt nicht thun. Ich bemerkte ferner, daß die jungen Leute sehr wenig tätowirt waren, und glaube gehört zu haben, daß dieser Gebrauch nicht mehr so allgemein als ehedem sei. Unter Andern sah ich mehrere junge Mädchen, worunter eine von hübschem Gesichte und anmuthigen Formen; fast bei allen waren Füße und Hände tätowirt, aber nur bei einigen Lippen und Stirn in der Nähe der Haarwurzeln; aber Alle hatten ein kränkliches Aussehen und waren fast ohne Ausnahme sehr schmutzig.

Vor meiner Einschiffung ließ mich der König mit seiner ganzen Artillerie begrüßen, die in einer alten, halb im Sande vergrabenen Caronade bestand. Als er das nächste Mal an Bord kam, ließ ich ihn vom Kopfe bis zum Fuße mit einer französischen Uniform bekleiden, worüber er ganz glücklich war. Er ging mit stolzer Haltung einher, besah sich im Spiegel und stieg auf das Verdeck, um gesehen zu werden. Außerdem erbat er sich eine Flagge; ich gab ihm eine mit rothen und weißen Quadraten,

und schon am folgenden Tage ließ er sie unter großen Festlichkeiten neben seiner Hütte aufpflanzen.

Der Strauß.

Der Strauß ist ein Wunder der Wüste, die Giraffe unter den Vögeln, ein Vogel, der mit den Beinen fliegt und mit den Flügeln rudert, das gefiederte Kameel, das den Arabern unerschöpflichen Stoff zu tausenderlei Erzählungen und Sagen bietet! Der Strauß findet sich fast in ganz Afrika, auf den benachbarten Inseln und den angrenzenden Theilen von Asien, doch nicht über den Ganges hinaus. Sein beständiger Aufenthalt sind die ödesten und dürrsten Gegenden an den Grenzen der Wüste und die weiten Sandebenen. Gebirge besteigt er nur selten und nur vom Hunger getrieben. „Gewöhnlich und besonders in der Brütezeit leben die Strauße zu vier und fünf beisammen, nämlich ein Hahn und die übrigen Hennen. Alle die Hennen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht, als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden, die so groß ist, daß sie sie beim Brüten eben bedecken können. Rund umher scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äußersten Kreise anlehnen. Jedes Ei in dem Neste steht auf der Spitze, damit ihrer die größtmögliche Zahl Platz finde. Sobald 10—12 Eier in dem Neste sind, fangen sie an zu brüten, und zwar abwechselnd, indem am Tage sich die Hennen einander ablösen; bei Nacht aber brütet das Männchen allein, um die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche kleine Raubthiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis, daß die Strauße sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füßen ist hinreichend, ein solches Thier zu Boden zu strecken. Indessen legen die Hennen während des Brütens immer fort, und nicht nur bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt, sobald 30 Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der obengenannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber die frischen Eier, als die schon bebrüteten preis-

geben will. Indessen haben sie eine noch wichtigere Bestimmung, die nämlich, den jungen Straußen, die gleich, wenn sie ausgekrochen sind, die Größe eines gewöhnlichen Huhnes haben und deren zarte Magen noch nicht gleich das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eins dieser Eier nach dem andern und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in Kurzem so weit, daß sie selbst im Stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen. Die Vermehrung der Strauße würde ganz beispiellos sein, wenn sie nicht eine so große Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen so viele vertilgten. — Der Strauß ist ein sehr kluges Thier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weit hinsieht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermuthet. Daher schließen sich auch die Quaggas fast instinktmäßig an die Straußheerden an und laufen mit ihnen davon, ohne zu wissen, daß sie verfolgt werden. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, dahingegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer gerade Bahnen getreten sind, die in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermuthung führen, es seien Fußsteige von Menschen. Ferner lösen sich die Weibchen im Brüten nicht unmittelbar ab, und entfernen sich erst beide aus der Gegend des Nestes, damit man nicht gewahr werde, wo sie sich legen, oder sie wechseln so schnell, daß der etwaige Späher nie beide zugleich zu sehen bekommt. Am Tage verlassen sie das Nest wohl gavz und überlassen der Sonne das Geschäft des Brütens. Sobald sie bemerken, daß ihr Nest entdeckt ist und daß ein Mensch oder ein Raubthier dabei gewesen, die Lage der Eier verändert, oder wohl gar davon mitgenommen, so zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem andern Orte ihr Nest an. Wenn daher die Colonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder ein paar der noch umher liegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauche sorgfältig die Spur ihrer Fußtritte wieder zu, und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorrathskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage so viel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. Ein Straußei wiegt gewöhnlich nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitte vierundzwanzig Hühnereiern gleich

geschätzt. Der Dotter ist sehr schmackhaft, doch muß man gestehen, daß er den feinen Geschmack des Hühnereies nicht hat. Er ist dabei so nahrhaft und sättigend, daß man nicht viel davon genießen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Straußei zu verzehren, und dann müssen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Straußeier halten sich lange frisch und werden oft nach der Capstadt gebracht, wo man einen halben Thaler für das Stück zu bezahlen pflegt. In den Wintermonaten Juli, August, September findet man die Straußnester am häufigsten, und dann taugen die Federn, die auf der Erde abgestoßen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen habe ich zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier gefunden, wie denn überhaupt bei dem wenig bemerkbaren Wechsel der Jahreszeiten in diesem Lande die Lebensart aller Thiere weniger Regelmäßigkeit hat, als in Europa.

Ein Strauß wird 36—40 Tage bebrütet, ehe das Junge auskommt. — Es ist bekannt, daß nur das Männchen die schönen weißen Federn liefert, die schon seit langer Zeit als Kopfputz unserer Damen beliebt sind. Man bezahlt für die besten an den Jäger selbst 3—4 Schillinge (8—12 gute Groschen), bekommt sie aber im Tauschhandel gegen europäische Waaren und Kleidungsstücke viel wohlfeiler. An den Grenzen hin findet man fast bei jedem Colonisten einen Vorrath davon, und wenn sie ihren Gastfreunden Geschenke machen wollen, so sind es fast allemal Straußfedern. Nur findet man wenige darunter, die ganz so beschaffen sind, wie sie die Modehändler in Europa zu wünschen pflegen. Die Weibchen sind ganz schwarz oder in jüngeren Jahren dunkelgrau, und haben im Schweife keine weißen Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schwanzfedern eben so groß und schön, wie die der Männchen. — Es ist vollkommen wahr, daß sich in den Eiern zuweilen Steine finden, die Herr Barrow sehr gut beschreibt. Sie kommen aber nicht häufig vor, und in den vielen Eiern, die in meiner Gegenwart geöffnet worden sind, haben sich nie solche finden wollen."

(Nach Lichtenstein.)

Wie Hildebold zum Bischof von Köln erwählt wurde.

(Eine rheinische Sage.)

Zur Zeit, als Kaiser Karl der Große mit starkem Arm das Regiment führte, war zu Köln am Rhein der Bischofssitz erledigt.

Unter den Geistlichen entstand eine große Uneinigkeit, denn Jeder trachtete darnach, diese hohe geistliche Würde an sich zu bringen. Auch die Laien geriethen in Streit über diese Wahl; denn jeder Geistliche suchte bei seinen Beichtkindern seinen Einfluß geltend zu machen. Als diese Kunde nach Aachen kam, wurde Karl darüber männiglich entrüstet, bestieg noch zur selben Stunde sein Roß und eilte gen Köln. Ohne allen äußern Schmuck, im rauhen Jägerkleide, ritt der Kaiser dahin über öde Haiden und durch das umbuschte Land. Schon blinkten ihm die Spitzen zahlreicher Thürme Kölns entgegen, als der Ton eines Glöckleins an sein Ohr schlug, der von einer nahen Kapelle durch die hellen Lüfte schwirrte. „Weiche dem lieben Gott nicht aus!“ dachte der Kaiser bei sich selbst, band sein Roß an einen Baum und trat in das kleine, freundliche Gotteshaus. In Andacht kniete er vor dem Altare und dankte Gott im inbrünstigen Gebet, bat ihn auch, ihm die richtige Einsicht bei der bevorstehenden Bischofswahl zu verleihen. Nach der Wandlung des heiligen Sakramentes opferte der fromme Kaiser einen blanken Goldgulden auf dem Altare. Der Priester, mit Namen Hildebold, hielt diese reiche Gabe für Spott und sprach mit ernster Miene zu dem Kaiser, den er für einen schlichten Jäger hielt: „Freund, hier opfert man kein Gold, nehmt deshalb den Gulden zurück!“ — „Ich opferte diesen Goldgulden dem Herrn,“ sprach Karl, „nehmt ihn deshalb nur getrost an.“ — „Nicht doch!“ sprach der fromme Klausner, „dies Kirchlein und sein Dienst bedarf des Goldes nicht. Wie ich aber sehe, so seid Ihr ein Jägersmann; darum eine Bitte: dieses Meßbuch bedarf ein neues Gewand, und wenn Ihr ein Hirschlein oder ein Reh erjaget, so schenkt mir die Haut, damit ich daraus einen neuen Einband besorge. Der Friede Gottes aber sei mit Euch!“ — Karl steckte den Goldgulden wieder ein und ritt nachdenkend der großen Stadt Köln zu.

Als man in Köln die Ankunft des Kaisers erfuhr, kam die ganze Stadt in Bewegung. Namentlich aber suchten die geistlichen Herren den Kaiser für sich zu gewinnen. Da nahete Einer und bot hundert Gulden, wenn ihm der Bischofshut zu Theil würde; ein Zweiter bot mehr, und so ging dieser Handel fort, bis sogar der Letzte tausend Gulden angelobte. Karl mäßigte seinen Zorn; die stille Andacht im Kapellchen hatte seine sonst brausende Seele heute gerade recht zur Sanftmuth gestimmt. „Geduldet Euch,“ sprach er zu jedem Einzelnen, „aber bringt das Versprochene her!“

Da standen bald um ihn herum schwere Säcke mit Geld, und die Bewerber harrten mit großer Aufregung des Ausgangs.

Der Kaiser berief nun die ganze Geistlichkeit und den Rath der Stadt vor sich. Als alle diese Herren, geistliche und weltliche, vor ihm erschienen waren, hub er in ernster Weise an zu sprechen: „Man hat mir heute reiche Beiträge dargebracht, um die Schulden des Stifts Köln zu decken. Kein Heller ist davon abgenommen worden, und ich freue mich, daß die Schulden vollständig gedeckt sind. Den Gebern wolle es Gott lohnen. Doch mehr noch, als diese reichen Gaben, schlage ich den Einen Gulden an, den mir ein armer Klausner schenkte. Wer so, wie Er, den Sinn zum Himmel richtet und nicht nach Geld und Gut, der verdient Bischof zu sein. Darum eilet und holet mir den Priester jener Waldkapelle — Hildebold ist sein Name — herbei; er soll Bischof von Köln sein!“

Hildebold war nicht wenig erstaunt, als ein großes Gefolge ihn aus seiner einsamen Klause abholte. Als er in Köln ankam, half ihm der Kaiser selbst vom Pferde und sprach die leutseligen Worte: „Da ich Euch weder eine Hirschhaut, noch ein Rehfell habe erjagen können, so sollt Ihr fortan hier in Köln den Hermelin tragen.“

Dabei blieb's, und Hildebold hat, als ein gewissenhafter Bischof, seine Heerde mild geführet.

Ein wilder und doch guter Schüler.

Die Gräfin von H... hatte früh ihren Gemahl verloren. War ihr Wittwenstand schon an und für sich traurig, so wurde das mütterliche, besorgte Herz von einer Unruhe in die andere getrieben, weil ihr einziger Sohn Alfred ein wilder, unbändiger Bursche war. Und wie lieb hatte sie dieses Kind! „Er ist das Spiegelbild seines Vaters! Er ist mein Stern, auf den ich Tag und Nacht mein Auge richte!“ pflegte sie in ihrer übergroßen Zärtlichkeit zu sagen. Alfred wurde unter den Augen der Mutter durch Hauslehrer erzogen. Dieselben hatten nur eine Klage: daß er außer den Stunden kaum zu regieren sei; aber auch das Lob konnten sie ihm nicht absprechen, daß er im Unterrichte sich als ein fleißiger, thätiger Schüler beweise. Die Mutter, in ihrer Besorgniß, ließ ihn nicht von sich, sondern hielt ihm mit zuneh-

menden Jahren Lehrer, die ihn in Wissenschaften und Künsten unterrichten mußten, hielt ihm einen besondern Gouverneur, der alle seine Angelegenheiten zu überwachen hatte. Alfred war sechszehn Jahre alt geworden, und obgleich seine Erziehung einen etwas weichlichen Charakter angenommen hatte, so bahnte sich doch sein kräftiger Sinn den eigenen Weg. Gottlob! daß die gütige Vorsehung ihn leitete. Eines Tages ritt er auf einem flüchtigen polnischen Jagdpferde aus; sein Begleiter, der Herr Gouverneur, warnte ihn, sich wohl in Acht zu nehmen; allein der lebenslustige Jüngling, dem diese engen Bande der Erziehung drückend wurden, spornte jetzt um so mehr seinen Gaul und galoppirte im wilden Fluge dahin. Da kam ein breiter Graben in die Quere, aber — hinüber soll's! das war seine Meinung. Das Pferd sprang, — Alfred stürzte und — brach ein Bein. Man denke sich die untröstliche Mutter! Alfred konnte es sich selbst gar nicht verzeihen, daß er derselben durch seinen Leichtsinn solches Herzeleid bereitet hatte. Dieser Vorfall wirkte sichtlich auf das Gemüth des Jünglings. Geduldig ertrug er die Schmerzen und suchte durch Heiterkeit seine gebeugte Mutter aufzurichten.

Gegen Herbst war der Beinbruch erfolgt, und erst mit Ausgang des nächsten Frühjahrs war der Graf Alfred so weit hergestellt, daß er mit dem Gebrauche eines Stockes allein gehen konnte. Auf Anrathen der Aerzte mußte er nunmehr nach Aachen reisen, um in den dortigen Heilquellen seine gänzliche Genesung zu suchen. Sein Gouverneur begleitete ihn, da die Mutter durch Kränklichkeit daran gehindert wurde.

Der junge Graf war auffallend ernster und stiller geworden. Er liebte, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, Musik und Malen zu beschäftigen, mehr als je. Auch in Aachen lebte er weit eingezogener und häuslicher, als sein Begleiter, trotz der obwaltenden Umstände, erwartet hatte, und als ihm lieb war. So vergingen etwa zwei Monate, und die ernstlich angeordnete Badekur konnte als vollendet betrachtet werden. Man traf also Anstalt zur Rückkehr in die Heimath.

Da plötzlich schien Graf Alfred wieder ganz umgewandelt zu werden. Der ihm bisher nicht behaglich geschienene Aufenthalt in Aachen wurde ihm tagtäglich lieber. Er wußte immer neue Gründe für die Verlängerung des Aufenthalts aufzustellen; er brauchte aber auch mehr Geld, als bisher, und — — machte noch Schulden. Sein Begleiter gab sich alle nur erdenkliche Mühe, hinter dieses Geheimniß zu kommen, belauschte und beschlich alle

Gänge des jungen Grafen und — wer beschreibt sein Erstaunen! — fand endlich den wahren Grund dieser Veränderung. Alfred hatte in Aachen seinen ersten Lehrer, der ihn in den Elementar-Fächern, Lesen, Schreiben und Rechnen, unterrichtet, krank und in höchst dürftigen Umständen angetroffen. Er hatte durch seinen Muthwillen den braven Mann oft gekränkt, aber die Dankbarkeit trieb ihn jetzt, diese Unbill gut zu machen. Er versorgte den Lehrer seiner Jugend mit Allem, was er bedurfte. Er miethete ihm eine bessere Wohnung und unterstützte ihn mit Geld, damit er die Badekur gehörig gebrauchen könne. Der Gouverneur säumte nicht, diese Entdeckung sogleich der Mutter mitzutheilen. Mit welchen Gefühlen die edle Frau ihren Sohn bei der Rückkehr an das Mutterherz drückte, darf ich meinen kleinen Lesern nicht erst beschreiben.

Die Erdhäschen.

Kaum hat man bei Krementschug den Dnypr überschritten und ist auf der reinen waldlosen Steppe angelangt, so sieht man überall, an und auf den Wegen ein kleines Thier im Grase schlüpfen, das die Russen Sußlik, die deutschen Anbauer Erdhäschen und die Gelehrten Cytillus vulgaris nennen. Dieses allerliebste kleine, zierliche und bewegliche Nagethier scheint diesen Gegenden ganz eigenthümlich anzugehören; denn selbst in den bebuschten Grenzländern der Steppe findet man es kaum. Die Trockenheit und der weiche Boden der Steppe, so wie die vielen dort wachsenden Zwiebelgewächse und Gräser sagen ihm besonders zu und lassen es hier in Menge gedeihen. Es hat in seinem Wesen und in seinen possirlichen Manieren am meisten Aehnlichkeit mit dem Murmelthiere und Eichhörnchen, und steht in mancher Hinsicht zwischen beiden Thieren in der Mitte. Das Murmelthier müßte man bedeutend kleiner und schlanker machen, um ein Sußlik daraus zu gestalten, und dem Eichhörnchen müßte man seinen Schwanz verkürzen und sein Fell sprenkeln, um ein Sußlik zu erhalten, welches man das Eichhörnchen des baumlosen Steppenbodens nennen könnte. Es würde ganz einem jungen Häschen gleichen, wenn man diesem die Ohren-beschnitte und den Schwanz etwas verlängerte.

Die Höhlen, welche sich das Sußlik im Boden macht, gehen erst schräg hinab und dann aufwärts zu seinem Neste; sie haben

zwei Ausgänge und außer dem Neste noch eine Vorrathskammer. Man kann es leicht mit eingeschüttetem Wasser daraus vertreiben und so fangen. Denn das Wasser kann es durchaus nicht vertragen, weshalb es sich auch in trockenen Jahren außerordentlich vermehrt, während in feuchten seine Zahl abnimmt. Es siedelt sich daher am liebsten an den Abhängen der Thäler an, wo der Regen schnell abfließt. Jedoch sieht man es auch auf der flachen Steppe so häufig, daß man meilenweit hinfährt und jeder Blick in's Gras auf ein Sußlik trifft, auf eins, wie es in sein Nestchen schlüpft, auf ein anderes, wie es vor seiner Höhle sitzt, neugierig sich umschauend, auf ein drittes, wie es im Grase manierlich frißt. In den tiefen Thalgründen aber, wo die Kröten in Schaaren wandeln, sieht man die Sußliks nie.

Diese Thierchen scheinen allerlei kleine Launen und Leidenschaften zu haben, die ihrem zierlichen Aeußern entsprechen. Sie scherzen und spielen miteinander wie die Murmelthiere, und beißen und kreischen im Grase herum wie die Wiesel. Sie sind auch neugierig, was immer bei Thieren, wie bei Menschen, ein Zeichen von geistiger Regsamkeit ist. Wenn ein Mensch oder sonst etwas Neues sich ihnen nähert, so richten sie sich im Grase auf, Anfangs nur ein wenig; tritt man noch näher hinzu, so schießen sie mit jedem Schritte höher empor, und stehen endlich ganz kerzengerade und unglaublich lang im Grase da, über alle Halme und Blumen wegguckend, und das Köpfchen wie die Vögel bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Dies allmälige, ruckweise stattfindende Aufschießen des Thieres geschieht auf eine ganz merkwürdige Art, etwa so wie man ein Perspektiv absatzweise hinausschiebt. Nähert man sich ihm noch mehr, so verwandelt sich die Neugierde in Besorgniß, und es schießt eben so ruckweise wieder nieder, die Besorgniß geht endlich in Furcht über, und es springt zu dem Eingange seiner Höhle. Hier setzt es sich hin, blickt sich wieder um und berechnet die Nähe der Gefahr. Geht man zurück, so kommt es sogleich wieder hervor und thut ganz unbefangen. Schreitet man aber rasch und noch näher hinzu, so wird es von Angst und Schrecken ergriffen, und stürzt sich in sein Nest hinab.

Der Ton des Sußlik ist ein sehr melancholisches, lang gezogenes Zirpen, dem Gezirp des Heimchens zu vergleichen, aber noch feiner und fast noch trauriger. Man sollte diese Klagetöne bei einem so munteren Thierchen gar nicht erwarten. Aber alle Töne der Steppe sind melancholisch.

Die Sußliks leben gern in Gesellschaft, und es gibt Gegenden in der Steppe, die meilenweit von ihnen unterminirt sind. Sie fressen das Gras und die Sämereien des Grases, dann die Zwiebeln und Wurzeln der Kräuter, sind daher auch den Aeckern und Fruchtvorräthen gefährlich, doch bei Weitem nicht so sehr, als die Mäuse, die ihre Nester am liebsten in den Speichern und Fruchthaufen der Menschen anlegen, und oft die Hälfte eines Getreide-Skirden verzehrt haben, ehe der Mensch davon genossen hat. Am liebsten aber besucht das Erdhäschen die kleinrussischen Melonen- und Arbusen-Gärten, denn es frißt sehr gern die Melonenkerne. Doch die Eigenthümer stellen rings um ihre Felder Fallen auf, und manches Sußlik muß da sein Fell einbüßen. Diese Felle kommen den Menschen zu Statten, indem damit die Weiber ihre Kleider verbrämen und die Männer sich Pelze daraus bereiten. Da das Sußlik in so zahllosen Schaaren in der Steppe haust und so leicht sich vermehrt, ist es ein wichtiges Nahrungsmittel der größeren Steppenthiere. Es macht daher auch Alles, was mehr Kraft hat und noch seiner Meister werden kann, Jagd auf das Sußlik: der Wolf, wie der Fuchs, der Adler, wie der Habicht. Einige Habichtarten scheinen besonders darauf angewiesen zu sein; denn man sieht sie beständig über der Steppe flattern und auf die vor ihren Höhlen spielenden Erdhasen herabschießen. Auch der größte Theil der Steppenhunde hat keine andere Nahrung, als das Sußlik. So muß ein Geschöpf dem andern zur Nahrung dienen, und auch den armen Steppenbewohnern gibt der allgütige Schöpfer „Speise zu seiner Zeit".

Helgoland und seine Bewohner.

Der wißbegierige Leser soll eine Reise mit mir in die Nordsee machen. Einsam in derselben, den Mündungen der Eider, Elbe und Weser gegenüber, liegt das Felseneiland Helgoland, welches seiner Lage nach zu Deutschland gehörte und auch früher politisch damit verbunden gewesen ist. Aber unsere Väter waren uneins; sie verloren darüber das Ihrige, und die Söhne machen's nicht besser. Dieses für den Schutz, wie für den Angriff der deutschen Küsten und Strommündungen gleich wichtige Eiland war ehedem ein Außenwerk Holsteins, allein schon 1217 überließ es ein Herzog von Gottorp leichtsinnig an Dänemark, dem es

die Engländer 1808 entrissen und sich im Frieden von 1814 abtreten ließen. Seit jener Zeit ist die Insel eine Besitzung Englands.

In grauer Vorzeit ein heiliger Ort — daher sein Name — und dem Gott Fofite geweiht, stand hier eine Kapelle, an der eine heilige Quelle sprudelte, um welche dem Gott geweihte Stiere weideten. Damals hatte die Insel einen größern Umfang; vier Meilen lang war der Saum seiner Küsten, aber der fortwährende Andrang der Wogen riß das niedere Land meist hinweg, und zumal vom 9. bis zum 14. Jahrhundert verschwand auf solche Weise ein großer Theil des bewohnten Bodens. — Da wo die Fluth von Norden am heftigsten anstürmt, ist alle Erde hinweggeschwemmt und kahle Felsen heben sich schroff aus dem Meere hervor, die, von der Ferne gesehen, riesigen Mauern und Säulen, von Menschenhand erbaut, gleichen. Einzelne Felsstücke und Klippen, vielleicht durch den Blitz herabgeschleudert, liegen zerstreut im Sande der vom Meere überspülten Küste und dienen, unzugänglich wie sie sind, den Möven zur Heimath. Jetzt hebt sich der Fels noch 260 Fuß hoch und 4200 Schritt im Umfange empor und trägt auf seinem platten Rücken eine Stadt von 350 Häusern, eine Kirche und den Leuchtthurm, der nirgend nöthiger als an diesem gefährlichen Punkte ist. Von der Höhe des Felsens herab führt eine in das Gestein gehauene Treppe auf das am Fuße gelegene Vorland, hart an der Felsenwand, wo 50 bis 60 Wohnhäuser stehen und zwei Häfen den Schiffen Schutz bieten. Hier am Strande ist reges Leben. Schiffe, meist Fischerkähne, werden gebaut; die gefangenen Fische ausgenommen, gesalzen, getrocknet und verpackt; hier werden Schiffe gelichtet und belastet; hier rüsten sich die Fischer zu ihren gefahrvollen nächtlichen Fahrten, und Frau und Kinder stehen nach einer stürmischen Nacht mit hochklopfenden Herzen am Strande, die Heimkehrenden zu begrüßen, oder verzweifelnd zu jammern, wenn die Theuern von den Wellen verschlungen worden sind.

Das Herz des Menschen muß sich hier abhärten gegen eine reizlose, rauhe und wilde Natur. Furchtbar ist das Brausen des Meeres, wenn es, vom Sturm getrieben, seine Wogen zwischen den tief ausgewaschenen Schluchten und Höhlen thürmt und gegen den Felsen stürmt, als mache es den Versuch, ihn zu verschlingen. Kein Baum, kein Strauch erfreut das Auge. Von der Insel durch einen 18 bis 20 Fuß tiefen Meeresarm getrennt, breitet sich eine Düne — Sandbank — aus, die unbewohnt ist, aber seit 1826 zu einem Seebade benutzt wird.

Dieses seltsame Eiland ist von etwa 2000 Menschen friesischen Stammes bewohnt, und wie mächtig, wie instinktartig die Liebe zur Heimath ist, zeigt sich hier. Theuer ist dem Helgoländer die Hütte, der seine Seele sich angefügt hat, und theuer das zerklüftete Gestein, welches der Sturm umsaust. Wie ein Kind, wenn schwirrende Töne es belästigen, sich eng und enger an den Busen der Mutter drängt, so kettet auch ihn das Geheul der Wogen und des Wirbelwindes Brausen nur inniger an seinen heimathlichen Felsen an. Der Winter ist mild, das Meer rund herum nie mit Eis bedeckt und die Hitze des Sommers durch die fast fortwährenden Seewinde gemäßigt. Vielleicht trägt diese Gleichförmigkeit des Klima's zu dem Vorzuge bei, den der Helgoländer seinem Wohnplatze gibt. Dabei ist er ungemein freiheitsliebend, wie sein ganzer Stamm, und England übt eine milde Herrschaft, die vornehmlich die Gemeindeverhältnisse ihrer Angehörigen unberührt läßt.

Die Sprache der Helgoländer ist die altfriesische, in welche jedoch die ab- und zuströmenden Schifffahrer und Reisenden viele fremde Wörter hineingetragen haben. Sie klingt rauh, aber herzlich. Der reichste Erwerb des Helgoländers besteht darin, daß er sich zum Lootsen verdingt und die an der Insel anlegenden Schiffe nach der Eider, Elbe und Weser führt. Zu dieser Beschäftigung bereitet er sich als Fischer vor, wo er das Meer nach allen Richtungen durchfurcht und alle gefährlichen Stellen der Küsten und Mündungen kennen lernt. Fischfang ist also die allgemeine Nahrungsquelle. Der Kabliau bildet einen beträchtlichen Ausfuhrartikel. Er wird getrocknet und heißt dann Stockfisch, oder eingesalzen, wo man ihn Laberdan nennt, und wird er dann nochmals getrocknet, so bezeichnet man ihn allgemein mit dem Namen Klippfisch. Die Hunner oder Seekrebse lockt der Fischer mit einem Köder aus den Ritzen und Löchern der Felsen in seine Netze. Auch der Vogelfang ist nicht nur ein Erwerbszweig, sondern zugleich eine Volksbelustigung. Im Frühjahr und Herbst besuchen nämlich Schwärme von Zugvögeln: Schnepfen, Krammetsvögel, Lerchen u. dgl., die Insel, auf der sie sich so ermüdet niederlassen, daß man sie mit Händen fangen oder mit Knitteln todtschlagen kann. Kommt nun ein solcher Zug an, so eilt die ganze Bevölkerung herbei, und selbst der Gottesdienst wird solchenfalls unterbrochen: Prediger und Gemeinde ergötzen sich an der Jagd. Solche Leckerbissen abgerechnet, ist die Lebensweise des Helgoländers einfach; oft fehlt es an Brod,

und getrocknete Fische sind seine alleinige Nahrung. Eine besondere Tugend der Insulaner ist die Ehrlichkeit; Diebstahl kommt auf der Insel nie vor. Die kleinste Unredlichkeit zieht eine solche Verachtung nach sich, daß die Sitte hierin das Gesetz überflüssig macht.

Die Männer sind groß, kräftig, blond und tragen Matrosenkleider von braunem Tuch. Das Feierkleid besteht aus schwarzen Jacken und Beinkleidern. Die weibliche Kleidung ist sehr nett und verräth einen großen Schönheitssinn. Ein Leibchen von rothem Boi, ohne Aermel, umschließt den Oberkörper, doch ist der Rock daran befestigt. Dieses Kleidungsstück nennt man Pie.

Ueber diesen Rock werden oft noch zwei oder drei andere, immer etwas kürzere Röcke, welche mit bunten Bändern eingefaßt sind, getragen. Sonntags tragen sie ein Gewand von braunseidenem Stoffe oder von Sammet; über den Nacken und vorn über die Brust hängt ein Stück dunkles Seidenzeug, die beide an der Schulter aneinander gehakt sind und mit breitem Bande um den Leib festgebunden werden. Das Leben der Frauen ist übrigens voller Mühe, indem alle häuslichen Geschäfte ihren Händen überlassen bleiben. Ist der Mann nicht auf dem Meere, so ruht er daheim aus.

Die Badegäste bringen viel Geld auf die Insel, und es steht zu besorgen, daß die Sitten der biedern Helgoländer dadurch eine andere Richtung annehmen.

Der Weihnachtssegen.

Der Himmel schickt den Segen uns hernieder.
Du siehst es, wenn der Thau die Blumen küßt,
Und wenn die Sonne lichte Strahlen schießt,
Und Berg und Thal im Frühling leben wieder.

Der Himmel schickt den Segen uns hernieder.
Du siehst es, wenn die Sorgen all' dir flieh'n,
Wenn Fried' und Freud' in deine Hütte zieh'n;
Die düst're Welt hat ihre Sterne wieder.

Der Himmel schickt den Segen uns hernieder.
Du siehst es, wenn die treue Vaterhand
Und wenn der Mutter Spruch dir segnend zugewandt,
Und dir erbaut, was einst der Zorn riß nieder.

Der Himmel schickt den Segen uns hernieder.
Du siehst es noch mit hellem Geistesblick,
Auch deines und der Weltgeschlechter Glück!
D'rum feiern wir die Weihnacht heute wieder.

Der Himmel schickt den Segen uns hernieder
Im Sohne, dem das Halleluja klang.
Was nie und nie durch sich die Welt errang!
Den Segen schick' der Himmel dir hernieder.

Er muß nach Amerika.

(Eine wahre Geschichte.)

Ein achtbarer Apotheker im benachbarten Münsterlande hatte drei Söhne. Die beiden ältesten machten ihm durch ihren Fleiß und durch ihre Fortschritte in den Wissenschaften große Freude, und deshalb beschloß er auch, den jüngsten studiren zu lassen und sandte ihn auf das Gymnasium.

Wenn nun auch ein Apotheker viel Geld verdient, so war's doch keine Kleinigkeit, drei Söhne in eine entfernte Stadt auf die Schule zu schicken. Das kostet keine Groschen, sondern Thaler. Allein was thun liebende Eltern nicht für ihre Kinder! Namentlich war nun Karl der jüngste und somit der Liebling der Mutter, welche ihm oft über das Taschengeld noch etwas hinausgab. Die beiden untern Klassen hatte Karl schon glücklich hinter sich, allein nun ließ sein Fleiß nach und er kam mit Ach und Krach — nachdem er zwei Jahre auf Quarta gesessen — endlich auf Tertia. Leider wurde er nun mit einigen jungen Leuten bekannt, die „Kartenspiel und Würfellust" für unterhaltender hielten, als die Grammatik zu studiren. Daß wir uns kurz fassen: Karl wurde ein langer, alter Tertianer. Da kam das unglückliche Jahr 1848. Unreife Ideen, wie sie nur ein Tertianer haben kann, machten ihm das Studiren leid, er wollte in den Stand der Arbeiter treten, der Arbeiter, die ja den Kern des Volkes ausmachen. Wär's ehrlich gemeint gewesen, so war dieser Entschluß gewiß lobenswerth. Bauschreiner wollte der Karl werden. Aber siehe! wie schwer wurde es, das Beil, die Säge und den Hobel zu führen. Vier Monate hielt er's aus, da war seine Ansicht vom gesellschaftlichen Leben eine ganz andere geworden. Hatte er früher

nach der Weise der Gelbschnäbel gegen das stehende Heer geeifert, so hielt er's jetzt für das nothwendigste Institut des Staates, und er trat als Freiwilliger bei den Husaren ein.

Ob er bei diesem Schritt nicht von Offiziersrang und gar von Orden geträumt hat, wollen wir ungesagt lassen. Das Heer — namentlich das preußische — ist eine gute Schule; hier lernt Mancher Ordre pariren. Auch der ehemalige Tertianer wurde ein ordentlicher Soldat; und da seine Vorgesetzten erfuhren, daß er der Sohn eines Apothekers war und bereits etwas Latein verstand, so gaben sie ihm den wohlgemeinten Rath, auf die Thierarzneischule zu gehen. Das war nun ein sehr guter Vorschlag, und wenn Karl den gehörigen Fleiß angewendet hätte, so wär's gewiß gut gegangen. Allein Studiren war nie seine Sache, und nach drei Jahren machte er sein Examen — aber er fiel durch. Man denke sich den Kummer der Eltern! Schamerfüllt wagte Karl nicht in seine Heimath zurückzukehren. Alle diese Hunderte von Thalern waren vergeblich ausgegeben; zudem war er in seinem Alter so weit vorgeschritten, daß er kein neues Gewerbe ergreifen konnte. Da bat er die Eltern, ihm so viel zu geben, daß er nach Amerika hinüber schiffen könne, dort wolle er sein Glück versuchen. O, auch über ein ungerathenes Kind vergießen Eltern bittere Thränen! Der Vorschlag war hart, aber es blieb am Ende nichts anders übrig. Mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet, segelte der einst so leichtsinnige Tertianer über den atlantischen Ocean der neuen Welt entgegen, wo so Mancher sein Glück zu finden hofft und in Elend untergegangen ist. Die Hoffnungen unsers Abenteurers waren nicht allzu hoch gespannt.

Er fand in Amerika deutsche Freunde, aber nur solche, die lieber nehmen als geben. Da sein Geld aufgegangen, und der Magen seine Rechte geltend machte, war er genöthigt, zu jedem Existenzmittel zuzugreifen, welches sich ihm darbot. So wurde er Stallknecht, Stiefelwichser, Handlanger u. s. w. Welche Gedanken mögen seine Seele durchzogen haben, wenn er der Seinen im Münsterlande gedachte, die nicht wissen, was Nahrungssorgen sind!

Eines Tages, wo er nicht wußte Brod herzunehmen, sah er vor einem Hause das Schild eines Apothekers. Da mag sein Herz recht zusammen gebebt sein. Vielleicht gedachte er der Stelle aus dem verlorenen Sohne: „Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brod die Fülle haben!" Er trat ein und Gottes Barmherzigkeit hatte seinen Schritt hierher gelenkt. Karl bat um

Arbeit. Ein Wort ergab das andere, und der Inhaber der Apotheke war nicht nur ein Landsmann, sondern ein Freund des Vaters. Die Apotheken in Amerika sind nun nicht so eingerichtet, als die Apotheken in unserem Staate, die von der Behörde überwacht werden. Ein amerikanischer Apotheker hat Schenkwirthschaft, verkauft Seife, Haaröl, auch Kaffee und Cigarren u. dgl., was man bei uns in sogenannten Specereiwaaren-Handlungen bekommt. Der Apotheker, ein vernünftiger Mann, der vielleicht auch oft schon angeführt worden, gibt dem rathlosen Karl einen guten Vorschlag. Er füllt ihm einen Korb mit Seife, Haaröl, Stiefelwichse und andern Kleinigkeiten, damit soll er einen Hausirhandel treiben. Das Ding geht gut; denn der Karl kommt nachgerade zum Nachdenken. Als der Korb leer ist, zahlt er prompt, erhält eine neue Sendung und hat dabei ein schönes Geld verdient. Dies geht einige Zeit so fort; da sieht der alte Apotheker, daß der Sohn seines Freundes auf einem guten Wege der Besserung ist und nimmt ihn als Gehülfe an. In Karl's Herz haben wir nicht hinein gesehen, wir glauben aber, daß manches heiße Dankgebet aufgestiegen ist zu dem, der seiner sich erbarmte.

Der alte Apotheker hatte keine Kinder; deshalb übertrug er gegen eine billige Jahresrente die Handlung dem gebesserten ehemaligen Tertianer Karl. Sein Lebensweg ist nicht beneidenswerth; allein wohl ihm, daß er zur Einsicht gekommen, und daß die Vorsehung seinen Weg noch so freundlich geleitet hat.

Das Gänseblümchen.

(Aus dem Dänischen.)

Nun höre einmal!

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege, lag ein Landhaus; du hast es gewiß selbst einmal gesehen. Vor demselben ist ein kleiner Garten mit Blumen und einem Stackete, welches angestrichen ist; dicht dabei am Graben mitten in dem schönsten grünen Grase wuchs eine kleine Gänseblume; die Sonne beschien sie eben so warm und herrlich, als die großen und schönen Prachtblumen im Garten, und deshalb wuchs sie von Stunde zu Stunde.

Eines Morgens stand sie mit ihren kleinen, blendend weißen Blättern, die wie Strahlen um die kleine gelbe Sonne in der Mitte rings herum sitzen, ganz entfaltet da. Sie dachte gar

nicht daran, daß kein Mensch sie hier im Grase sähe, und daß sie eine arme, verachtete Blume sei, nein, sie war so vergnügt, sie wendete der warmen Sonne sich gerade entgegen, sah zu ihr auf und horchte auf die Lerche, die in der Luft sang.

Die kleine Gänseblume war so glücklich, als ob es ein großer Festtag wäre, und es war doch ein Montag. Alle Kinder befanden sich in der Schule; während die auf den Bänken saßen und etwas lernten, saß sie auf ihrem kleinen grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne, und Allem rings umher, wie gut Gott ist; und es gefiel ihr recht, daß die kleine Lerche Alles, was sie in der Stille fühlte, so deutlich und schön sang. Und die Gänseblume blickte mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte, empor, war aber gar nicht betrübt, daß sie es selbst nicht konnte. „Ich sehe und höre ja," dachte sie; „die Sonne bescheint mich, und der Wind umhaucht mich! O, wie reich bin ich doch begabt worden!" Innerhalb des Stacketes standen so viele stolze, vornehme Blumen; je weniger Duft sie hatten, um so mehr prunkten sie. Die Panonien bliesen sich auf, um größer als eine Rose zu sein; aber die Größe macht es nicht! Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben, und das wußten sie wohl und hielten sich kerzengerade, damit man es besser sehen könne. Sie beachteten die kleine Gänseblume da draußen gar nicht, aber diese sah desto mehr nach ihnen und dachte: „Wie sind die reich und schön! Ja, zu ihnen fliegt sicher der prächtige Vogel hernieder und besucht sie! Gott sei Dank, daß ich so nahe dabei stehe, so kann ich doch die Pracht zu sehen bekommen!" Und in dem Augenblick, als sie das dachte, da kam die Lerche geflogen; aber nicht zu den Panonien und Tulpen herunter — nein, nieder in's Gras zu der armen Gänseblume. Die erschrak vor lauter Freude so, daß sie gar nicht wußte, was sie denken sollte. Der kleine Vogel tanzte rings um sie her und sang: „„O, wie ist doch das Gras so weich! Und sieh', welch' eine liebliche kleine Blume mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!"" Der gelbe Punkt in der Gänseblume sah ja auch aus wie Gold, und die kleinen Blätter ringsherum erglänzten silberweiß.

Wie glücklich die kleine Gänseblume war — nein, das kann Niemand begreifen! Der Vogel küßte sie mit seinem Schnabel, sang ihr vor und flog wieder in die blaue Luft hinauf. Es währte sicher eine ganze Viertelstunde, bevor die Blume sich erholen konnte. Halb verschämt und doch innerlich erfreut, sah sie

nach den anderen Blumen im Garten; sie hatten ja die Ehre und Glückseligkeit, die ihr widerfahren war, selbst gesehen, sie mußten ja begreifen, welche Freude es war. Aber die Tulpen standen noch einmal so steif als früher; und dann waren sie so spitz im Gesicht und so roth, denn sie hatten sich geärgert. Die Panonien waren ganz dickköpfig; es war gut, daß sie nicht sprechen konnten, sonst hätte die Gänseblume eine ordentliche Zurechtweisung bekommen.... Die arme kleine Blume konnte aber wohl merken, daß sie nicht bei guter Laune waren, und das that ihr so herzlich wehe.

Zur selben Zeit kam in den Garten ein Mädchen mit einem großen scharfen und glänzenden Messer; sie ging gerade durch die Tulpen hin und schnitt eine nach der andern ab. „Ach!" seufzte die arme Gänseblume, „das ist ja erschrecklich; nun ist es mit ihnen aus!" Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Gänseblümchen freute sich darüber, daß es draußen im Grase stand und eine kleine arme Blume war; es fühlte sich so dankbar, und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter, schlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel.

Am nächsten Morgen, als die Blume wieder glücklich alle ihre weißen Blätter gleichsam wie kleine Arme gegen Luft und Licht ausstreckte, erkannte sie des Vogels Stimme; aber es war so traurig, was er sang. Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu; sie war gefangen worden und saß nun in einem Käfig, dicht bei dem offenen Fenster.. Sie besang das freie und glückliche Umherfliegen, sang von dem jungen grünen Korn auf dem Felde und von der herrlichen Reise, die sie auf ihren Flügeln hoch in die Luft hinauf machen konnte. Der arme Vogel war nicht heitern Sinnes: gefangen saß er da im Käfig.

Die kleine Gänseblume wünschte so gern zu helfen. Aber wie sollte sie das anfangen? Ja, es war schwer zu erdenken! Sie vergaß völlig, wie schön Alles umher stand, wie warm die Sonne schien, und wie prächtig weiß ihre Blätter aussahen. Ach! sie konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den etwas zu thun sie durchaus nicht im Stande war.

Zu derselben Zeit kamen zwei kleine Knaben aus dem Garten; der eine von ihnen trug ein Messer in den Händen, groß und scharf, wie das, welches das Mädchen hatte, um die Tulpen abzuschneiden. Sie gingen gerade auf die kleine Gänseblume zu, die gar nicht begreifen konnte, was sie wollten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Hier können wir ein herrliches Rasenstück für die Lerche ausschneiden!“ sagte der eine Knabe, und begann dann um die Gänseblume herum ein Viereck zu schneiden, so daß sie mitten in dem Rasenstück zu stehen kam.

„Reiße die Blume ab!“ sagte der andere Knabe, und das Gänseblümchen zitterte vor Angst, denn abgerissen zu werden, war ja, das Leben verlieren; und nun wollte es so gern leben, da es mit dem Rasenstücke zu der gefangenen Lerche in den Käfig sollte.

„Nein! laß sie sitzen,“ sagte der andere Knabe; „sie putzt so niedlich!“ Und so blieb sie sitzen und kam mit in den Käfig der Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über seine verlorene Freiheit und schlug mit den Flügeln gegen den Eisendraht im Käfig; die kleine Gänseblume konnte nicht sprechen, kein tröstendes Wort sagen, wie gern sie es auch wollte. So verging der ganze Vormittag.

„Hier ist kein Wasser!“ sagte die gefangene Lerche. „Sie sind alle ausgegangen und haben vergessen, mir einen Tropfen zu trinken zu geben! Mein Hals ist trocken und brennend! Es ist Feuer und Eis in mir, und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben, scheiden vom warmen Sonnenschein, vom frischen Grün, von all' der Herrlichkeit, die Gott geschaffen!“ Und dann bohrte sie ihren Schnabel in das kühle Rasenstück, um sich dadurch ein wenig zu erfrischen. — Da fielen ihre Augen auf das Gänseblümchen, und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit dem Schnabel, und sagte: „Du mußt hier drinnen auch vertrocknen, du arme, kleine Blume! Dich und den kleinen Flecken grünen Grases hat man mir für die ganze Welt gegeben, die ich draußen hatte! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, ihr erzählt mir nur, wie viel ich verloren habe!“

„Wer ihn doch trösten könnte!“ dachte die Gänseblume; aber sie vermochte kein Blatt zu bewegen. Doch der Duft, der den feinen Blättern entströmte, war weit stärker, als man ihn sonst bei dieser Blume findet; das bemerkte der Vogel auch, und obgleich er vor Durst verschmachtete und in seinem Schmerz die grünen Grashalme abriß, berührte er doch nicht die Blume. Es wurde Abend, und noch kam Niemand, dem armen Vogel einen Wassertropfen zu bringen; da streckte er seine hübschen Flügel aus und schüttelte sie krampfhaft; sein Gesang war ein wehmüthiges Piep-Piep; das kleine Haupt neigte sich der Blume

entgegen, und des Vogels Herz brach aus Mangel und Sehnsucht. Da konnte die Blume nicht, wie am vorhergehenden Abend, ihre Blätter zusammenfalten und schlafen; sie hing krank und traurig zur Erde nieder. Erst am nächsten Morgen kamen die Knaben, und als sie den Vogel todt erblickten, weinten sie, weinten sie viele Thränen, und gruben ihm ein niedliches Grab, welches mit Blumenblättern verziert wurde. Des Vogels Leiche kam in eine rothe, schöne Schachtel; königlich sollte er bestattet werden, der arme Vogel! Als er lebte und sang, vergaßen sie ihn, ließen ihn im Käfig sitzen und Mangel leiden; nun bekam er Schmuck und viele Thränen. Aber das Rasenstück mit dem Gänseblümchen wurde in den Staub der Landstraße hinausgeworfen. Keiner dachte an die, welche doch am meisten für den kleinen Vogel gefühlt hatte, und die ihn so gern trösten wollte!

(Andersen.)

Zwei Geburtstags-Gedichte.

1. Dem Vater.

Freude wohnet auf den Fluren,
Auf den Höhen und im Thal
Jauchzen alle Creaturen,
Frühlingsluft ist überall.

Freude sank auch zu mir nieder,
Dein Geburtstag kehrte ein.
Theurer Vater! meine Lieder
Sollen Dir geweihet sein.

Von der Liebe will ich singen,
Die mich väterlich stets trug,
Frohen Dank dem Herzen bringen,
Das so warm dem Kinde schlug.

Vater, möge Gott Dir's lohnen,
Was Du mir gewesen bist,
Freundlich liebend bei Dir wohnen,
Dich erfreu'n zu jeder Frist.

Und, wie er, Dich zu erfreuen,
Heute Dir erschienen ist,
Mög' er täglich Segen streuen
Auf Dein Haupt durch Jesum Christ!

2. Der Mutter.

Wieder regt sich Frühlingsleben,
Wohin nur das Auge blickt;
Doch auch Schönes kannst Du geben,
Tag, der heute uns beglückt.

Immer hast Du, wie die Sonne,
Unf'res Hauses Kreis erhellt;
An Dir trat, zu unf'rer Wonne,
Einst die Mutter in die Welt.

Frühlingsboten, reicht ihr Grüße!
Blümchen winde ich zum Kranz,
Daß die Theure nie vermisse
Dieses Lebens Licht und Glanz;

Daß sich jeder Tag ihr nahe
Mit des Lebens Wohlergeh'n,
Und das schön're Glück empfahe,
Was wir innig für sie fleh'n.

Seydlitz Denkmal.

Schon oft haben wir dem lieben Leser von dem wackern Reitergeneral, der im siebenjährigen Kriege sich unverwelkliche Lorbeern errungen, erzählt; aber ich bin überzeugt, daß meine kleinen Freunde nicht überdrüssig werden, wenn ich noch mehr von diesem Helden mittheile. Zunächst muß ich erwähnen, daß die Gegenwart es nicht vergessen hat, daß Dankbarkeit die größte Tugend ist. Dankbarkeit hat denn auch dem unsterblichen kühnen Reiter ein Denkmal in seiner Vaterstadt, in Calcar, gesetzt. Schon früher hatte man das Haus, in welchem Seydlitz geboren, durch eine Gedenktafel geziert. Damit aber wollte man

sich nicht begnügen: ein schönes Standbild sollte auf dem Marktplatze von Calcar prangen, hier, in der Nähe des deutschen Rheins, ein Mahnzeichen abgeben, wie deutsche Männer für's Vaterland Gut und Blut zu wagen stets bereit sein sollen.

Am 3. August 1860 wurde der Grundstein zu diesem Denkmale gelegt, und schon am 25. August fand die feierliche Enthüllung des hübschen Standbildes statt, wobei nicht nur kräftige Reden gehalten, patriotische Lieder gesungen, sondern auch die alten dürftigen Veteranen gespeis't und beschenkt wurden. Da hat in manchem Auge eine Thräne geperlt: denn süß ist es zu geben, und süß, aus dankbaren Händen zu empfangen.

Was aber der Seydlitz gethan für das preußische Vaterland, das wollen wir kurz zusammenfassen in einem Gedichte, welches jeder wackere Junge auswendig lernen muß:

Herr Seydlitz auf dem Falben
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' ist allenthalben,
Er mustert Roß und Mann;
Er reitet auf und nieder
Und blickt so lustig drein;
Da wissen's alle Glieder,
Heut' wird ein Tanzen sein.

Noch weit sind die Franzosen;
Doch Seydlitz will zu Ball,
Die gelben Lederhosen,
Sie sitzen d'rum so prall,
Schwarz glänzen Hut und Krämpe
Im Sonnenschein zumal,
Und gar die blanke Plempe
Blitzt hell wie Sonnenstrahl.

Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer all' bereit;
Bis Gotha hin zu Balle,
Ist freilich etwas weit;
Doch Seydlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemuth!
Ich denk', ein lust'ger Abend
Macht Alles wieder gut."

Die Nacht ist eingebrochen;
Zu Gotha auf dem Schloß,
Welch' Tanzen da und Kochen
Im Saal und Erdgeschoß!
Die Tafel trägt das Beste
An Wein und Wild und Fisch;
Da ungebet'ne Gäste
Führt Seydlitz an den Tisch.

Die Witz- und Wortspieljäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpenträger,
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seydlitz bricht beim Zechen
Den Flaschen all' den Hals;
Man weiß, das Hälsebrechen
Verstand er allenfalls.

Getrunken und gegessen
Hat Jeder, was ihm scheint,
Dann heißt es: aufgesessen,
Und wieder nach — dem Feind!
Der möchte sich verschnaufen,
Und hält zu Zeiten an,
Doch nur um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann.

Das waren Seydlitz's Späße,
Bei Zorndorf galt es Zorn,
Als ob's im Namen säße,
Nahm man sich da auf's Korn
Das slavische Gelichter, —
Herr Seydlitz hoffte traun
Noch menschliche Gesichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden,
Die Fürsten kriegten's satt;
Nur Seydlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat;
Oft jagt er d'rum vom Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Es können dann die Sorgen
So schnell nicht hinterdrein.

Seydlitz-Statue in Calcar.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod;
Könnt' er zu Rosse fahren,
Da hätt's noch keine Noth;
Doch auf dem Lager, balde
Hat ihn der Feind besiegt,
Der draußen auf der Halde
Wohl nimmer ihn gekriegt.

Rechenaufgaben.

1.

Nach dem gesegneten Weinjahre 1857 rühmte ein Wirth, daß er innerhalb acht Tagen 100 Flaschen Wein verschenkt habe, und zwar in der Weise, daß er jeden folgenden Tag 3 Flaschen mehr verabreichte, als am Tage vorher. Nun soll der kleine Rechenmeister mir ausrechnen, wie viele Flaschen er jeden Tag verschenkte!

2.

Ein Knecht verdiente jährlich 48 Thaler Lohn und einen neuen Rock. Nachdem er 5 Monate gedient, verläßt er den Dienst und erhält als Lohn den neuen Rock. Wie hoch wurde derselbe angerechnet?

3.

In einem Beutel sind 41 Thlr. 27 Sgr. 9 Pfg. in einzelnen Thalern, einzelnen Sgr. und einzelnen Pfg. Es waren darunter doppelt so viel Silbergroschen als Thaler und drei Mal so viel Pfennige als Thaler. Nun rechne geschwinde aus, wie viele Geldstücke im Beutel gewesen sind!

Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt;
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald ist's in mir wieder Sonnenschein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mein Vater steht darinnen obenan;
Er schrieb zwar nichts mir d'rein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!" — doch es g'nügt — er war's:
Noch denk' ich blutend seines Sterbejahr's.

Zunächst les' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Ganz Seelensprache, durchaus reines Gold,
Das sie mir jetzt noch täglich wiederholt.

Dann les' ich manchen Freund noch, dessen Hand
Nun nicht mehr schreibt, wenn nicht im bessern Land;
Aus ihren Lettern spricht ihr Bild mich an. —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch manchen Sänger, dessen Liederklang
Wie Balsam in die wunde Brust mir drang;
Auch manchen Lehrer, dessen gold'nes Wort
Mich mir enthüllte, les' ich dankbar dort.

So steht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einschrieb, ist voll Gluth und Sinn:
Des ganzen Liebelebens Wiederstrahl,
Die wir durchlebt mit aller Lust und Qual.

Ein blonder Junge schrieb mir bald dazu:
„Was Dir Dein Vater war, das sei mir — Du!"
Dahinter schrieb sich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen — sein Sprüchwort ist gar fein.

Noch gibt's manch' leeres Blättchen dort und hier,
D'rum trag' ich auch mein Stammbuch stets mit mir;
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anspruchslose Stammbuch ist — mein Herz.

D'rum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz schreib' ich die Lieben mir!
Wer seine Theuren nicht im Herzen trägt,
Hat sich umsonst ein Stammbuch angelegt!

(Gabriel Seidel.)

Ich bitte für eine schuldlose Waise!

Die englische Regierung beschloß im Jahre 1787, alle in den Gefängnissen des Reiches befindlichen Verbrecher, welche des Todes und harter Leibesstrafen schuldig waren, nach Botany-Bay in Neu-Holland zu schicken, damit diese bisher unnützen und doppelt elenden Geschöpfe sich daselbst anbauen sollten, und wo möglich zu nützlichen Menschen umgebildet werden könnten. Als nun die Sache wirklich in's Werk gesetzt wurde, und die neuen Colonisten zur Abreise bezeichnet waren, so erhielt unter Andern auch der Aufseher des Gefängnisses zu Norwich Befehl, die bereits Verurtheilten, und zwar namentlich seine weiblichen Gefangenen, nach Plymouth zu bringen, wo der Sammelplatz und Einschiffungsort der Reisegesellschaft war. Unter diesen unglücklichen Menschen befand sich eine Weibsperson, welche Mutter eines fünfmonatlichen Kindes war, dem sie noch die Brust reichte. Der Vater des, außer der Ehe gebornen, Kindes, auch ein Criminalverbrecher, war ebenfalls verurtheilt, dahin abgeschickt zu werden, jedoch zu einer andern Zeit und auf einem andern Schiffe. Ob er gleich wegen der Entfernung seines Kerkers von dem ihrigen nur selten die Erlaubniß erhielt, sein Kind zu sehen, so äußerte er doch eine außerordentliche Zärtlichkeit gegen dasselbe, welches der Mutter, die er heirathen zu dürfen sehnlich wünschte, zu einem besondern Troste gereichte. An dem zur Abreise desjenigen Transportes, unter welchem die Mutter sich befand, bestimmten Tage kam der Unglückliche und bat auf's Flehentlichste um die Erlaubniß, Mutter und Kind begleiten zu dürfen. Der menschenfreundliche Gefängnißaufseher — sein Name ist Simpson — that auch alles Mögliche, um ihm dieselbe zu bewirken; jedoch ohne Erfolg. Im Gegentheil sollte die Mutter noch einen neuen, empfindlicheren Schmerz leiden. Als nämlich die Verurtheilten zu Plymouth auf das Arrestschiff gebracht wurden, so schlug der Schiffskapitain der Mutter rund ab, ihr Kind mit an Bord zu nehmen, weil er dazu keinen Befehl hätte. Simpson machte ihm zwar hierüber die dringendsten Vorstellungen; aber weder diese, noch der Anblick der Mutter, die aus Verzweiflung in krampfhafte Zuckungen gerieth, konnten den Hartherzigen bewegen, das Kind nur so lange anzunehmen, bis man die Erlaubniß des Ministers hierzu eingeholt hätte; Simpson sah sich daher genöthigt, das Kind zurückzunehmen. Die Verzweiflung des Weibes bei der Unmenschlichkeit des Kapitains und der Anblick des hülf-

losen Säuglings wirkten dergestalt auf das gute Herz des Kerkermeisters, daß er auf der Stelle beschloß, Alles anzuwenden, um der Mutter das Kind wieder zu verschaffen. Er setzte sich sogleich auf die nach London fahrende Postkutsche, um bei dem Minister persönlich seine Bitte vorzubringen, wobei er denn das Kind unterwegs beständig auf dem Schooße hielt und mit einer solchen Sorgfalt nährte und reinigte, wie wenn er selbst Vater des Kindes gewesen wäre. — Bei seiner Ankunft in London übergab er das Kind einer braven Frau, und eilte hierauf nach dem Palaste des Ministers. Allein weder dessen Sekretaire, noch der Minister selbst wollten ihn vor sich kommen lassen; im Gegentheil wurde er von den Bedienten desselben hart darüber zur Rede gestellt, daß er, als ein gemeiner Kerkermeister, verlange, den Lord zu sprechen. Jedoch dies Alles irrte ihn nicht. Wahre Menschenliebe, welche Schutz für die Menschheit sucht, geht ihren Gang fort, ohne sich durch Menschenfurcht aufhalten zu lassen. Er wagte das Aeußerste, drang muthig durch einige Zimmer durch, und fand endlich einen Sekretair des Ministers. Diesem erzählte er sein Anliegen mit wenigen Worten und fand Gehör; denn dieser versprach ihm, dem Minister seine Bitte vorzutragen, auch schon vorläufig den Befehl zur Annahme des Kindes auszufertigen. Dies Letztere würde aber erst in einigen Tagen geschehen können. Simpson freute sich zwar herzlich über die Güte des Sekretairs, aber er wünschte noch früher Hülfe zu schaffen. Glücklicherweise wurde auch dieser Wunsch des Edlen erfüllt; denn kaum hatte er des Sekretairs Zimmer verlassen, als er den Minister, Lord Sidney, auf der Treppe von ferne kommen sah. „Gnädiger Herr!“ — rief er ihm entgegen, und faltete die Hände — „gnädiger Herr, nicht für mich, sondern für eine schuldlose Waise will ich eine Bitte wagen.“ Anfänglich sah ihn der Lord zornig an, und wollte forteilen; aber der rührende Ton, in welchem Simpson sprach, fesselte ihn noch einen Augenblick. Kurz und mit Wärme schilderte der Menschenfreund das Unglück der Mutter und des Kindes. Der Minister wurde tief gerührt, fertigte auf der Stelle den Befehl aus, daß das Kind zur Mutter gebracht werden solle, und lobte den Simpson wegen seiner Menschenliebe. Dadurch ermuntert, wagte dieser sogar auch eine Bitte für den getrennten Vater zu thun, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Der Minister ertheilte den Befehl, daß dieser ohne Verzug auf das nämliche Schiff gebracht werden solle, um Mutter und Kind nach Botany-Bay zu begleiten, und fügte noch

hinzu, daß sie beide copulirt werden sollten, wobei er die Kosten davon selbst zu bezahlen versprach. — Voll des seligsten Wonnegefühls, daß Gott sein Unternehmen so herrlich gesegnet habe, lief der Kerkermeister zu der Frau, welcher er den Säugling empfohlen hatte, bat sie, ihn noch ferner zu pflegen, bezahlte Alles mit Freuden, und eilte wie auf Flügeln nach Norwich. Sogleich überraschte er den Gefangenen mit seiner angenehmen Botschaft, nahm ihn mit nach London, um den kleinen Kostgänger daselbst abzuholen, und eilte mit Vater und Kind nach Plymouth, um selbst ein Augenzeuge dieser Anfangs so traurigen, nun in die höchste Freude verwandelten Scene zu werden. Er ward es, und schied von ihnen mit dem frohen Bewußtsein, zwei mit der Verzweiflung ringende Menschen über alle ihre Erwartung glücklich gemacht zu haben.

Mehr als die Strafe trug dieses menschenfreundliche Benehmen des Kerkermeisters zur Besserung der Gefangenen bei; denn in der Verbrecher-Colonie angekommen, gaben sich Mann und Frau das heilige Versprechen, einen besseren Lebenswandel zu beginnen. Sie haben redlich Wort gehalten und sind später als gebesserte Menschen in Freiheit gesetzt worden.

Eine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV.

Erzählt von Dr. Schild, Oberprediger in Staßfurth.

Unmittelbar vor dem Thore Staßfurths befindet sich die Anhalt-Cöthen'sche Grenze. Als im Jahre 1847 das Korn so theuer, die Kartoffeln so knapp und die Noth hier und da so groß war, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, bei dem Cöthenschen Dorfe Warmsdorf seien große Kartoffelvorräthe gelagert. Bald zogen Einzelne aus, um Etwas zu holen, wo es zu kriegen war; bald aber brach man in hellen Haufen über die Grenze und kam des Nachts zu Hunderten, mit Kartoffeln beladen, singend und jubelnd zurück. Die Polizei griff nicht gleich ein, Ermahnungen fruchteten nichts; der Schluß war, daß endlich den Raubzügen, bei denen heillose Excesse vorgekommen, mit Gewalt ein Ende gemacht und ein Prozeß angestrengt wurde, daß zuletzt aber, nach Durchmachung aller Instanzen, 115 Männer, meistens Familienväter, zu ein- bis sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt

wurden. Das Urtheil wurde 1851 den Leuten mitgetheilt. Jetzt war die Noth groß; viele sonst ganz unbescholtene Leute waren in die Sache mit verwickelt; die Stadt bekam eine große Anzahl Kinder zu ernähren und des Klagens und Jammerns war nunmehr kein Ende. Bald wurde ich mit Bitten bestürmt, daß ich nach Berlin reisen und für die Schuldigen, denen Se. Majestät schon die Kosten des Prozesses in Gnaden erlassen hatte, um wenigstens theilweise Begnadigung bitten möchte. Ich war nie in Berlin gewesen, hatte auch nicht die geringste Lust, eine so schwierige Aufgabe zu übernehmen; da aber alles Sträuben nichts half, so ließ ich mir jeden Einzelnen der Verurtheilten kommen, redete mit ihm allein von Herz zu Herzen und fand, mit sehr geringen Ausnahmen, die Leute also, daß ich, wenn auch zu Zeiten mit rechtem Zagen und Bangen, doch freudig und getrost Montag den 16. Februar 1852 mit Zweien der Verurtheilten abreiste.

Bei strömendem Regen kamen wir in Berlin an, stiegen im Hôtel de Prusse ab und saßen nun, als es schon dunkelte, so ziemlich rathlos da. Den Herrn Vicepräsidenten Dr. Goetze kannte ich durch die Mission; zu ihm fuhr ich zuerst, um nur erst zu erfahren, wie ich's anzufangen habe, um eine Audienz zu bekommen. Ich kann es dem lieben Manne nicht genug danken, daß er mich in meiner Zaghaftigkeit so herzlich aufnahm und mir Muth machte. Von ihm an den Herrn Minister-Präsidenten Frhrn. v. Manteuffel gewiesen, nahm ich meine beiden Begleiter mit. Obwohl es schon dunkel war, wurden wir doch noch angenommen. Ich brachte kurz mein Anliegen vor; wir wurden auf die Schwierigkeit, eine Audienz jetzt zu erhalten, hingewiesen, doch wollte Se. Excellenz das Möglichste thun; ich solle Bescheid bekommen, bis dahin warten! Die ganze Unterredung war in einigen Minuten abgemacht. Ein Stein war mir vom Herzen herunter! Als ich aber des Abends allein in meiner Stube saß und überdachte, wie Vieler Wohl und Wehe ich auf meine Verantwortung genommen, wurde ich wieder so unruhig und kleinmüthig, daß ich die ganze Nacht kein Auge zuthat. Der Morgen des 17. Februar kam endlich, trübe, naß und kalt; ich warte und warte auf Bescheid. Es kam keiner! Es wurde Mittag, es schlug 2 Uhr, da hielt ich's in der Stube nicht mehr aus, zumal mich die verzagenden Gesichter meiner Begleiter erst ganz kleinmüthig machten! Unter strömendem Regen ließ ich mich in einer Droschke in der Stadt herumfahren; als ich endlich gegen 4 Uhr wieder im Gasthofe anlangte, stand bei mir fest, nun müsse Bescheid da sein.

Es war aber nicht die geringste Nachfrage nach uns geschehen. Man kann sich meine Verfassung denken: ich gab Alles verloren. Da hörte ich, daß auf dem Flur nach mir gefragt wurde; mit einem Satze war ich draußen und erhielt vom Herrn Minister-Präsidenten dies Schreiben: „Ew. Hochwürden benachrichtige ich ergebenst, daß Se. Maj. der König morgen Vormittag 10 Uhr bereit sein werden, Sie behufs einer Audienz zu empfangen, für den Fall Ew. Hochwürden eine solche wünschen. Rathsam dürfte es sein, wenn Sie sich bei dem dienstthuenden Flügel-Adjutanten Sr. Majestät demnächst vorerst meldeten." — Natürlich war nun mein erster Gedanke, mich sogleich zu melden; ungeachtet es schon dunkel war, fuhr ich nach dem Schlosse, fand aber dort Niemanden von denen, welche ich suchte. Was in der Nacht vom 17. zum 18. Februar mich bewegte, weiß Gott allein; wäre es meine Sache gewesen, die ich zu führen gehabt hätte, ich wäre schon stiller und stärker gewesen; so aber, wie Viele hatten ihre Hoffnung auf mich armen, in solchen Sachen so ganz und gar unerfahrenen Menschen gesetzt! Auch wurde mir mitgetheilt, Se. Majestät glaubten genug gethan zu haben, daß den Leuten die Geldstrafe erlassen sei; wenn also dieser Punkt in der Audienz würde berührt werden, müsse ich sehen, „wie ich durchkomme!" Wie oft durchdachte ich, was zu sagen sei, bis endlich, endlich der Morgen graute.

Als die Thurmuhr neun schlug, hatte ich den Talar angezogen, ließ meine beiden Begleiter in meine Stube kommen, wies sie darauf hin, welch' ernster Stunde wir entgegen gingen. Ich sagte ihnen: „sie bildeten sich ein, ich könne Alles durchsetzen; ich könne aber gar nichts; sie sollten an Weib, Kind, ihre Genossen denken; wenn Gott heute nicht mit uns sei, sei nichts zu hoffen! Des Herrn Gnade und Segen aber werde nur dem Demüthigen, Bußfertigen zu Theil." Und diese Gnade des Herrn haben wir mit einander im heißen Gebete gesucht: werden's auch alle Drei nicht vergessen, wie damals uns der Herr gestärkt hat!! Drei Viertel auf zehn Uhr hielt unsere Droschke vor dem Schlosse. Wir gingen die breite Treppe hinauf zwischen wachthabenden Soldaten hindurch, und ich meldete mich zur Audienz. Der Hauptmann, Herr von Loen, obgleich viel beschäftigt, war so gütig, mir ein Warteplätzchen anzuweisen; da sollte ich ruhig sitzen, weil Se. Majestät erst frühstücke. Wer aber gerade jetzt nicht ruhig war, nicht still dasitzen konnte, das war ich! Der Herr Graf von Keller erkundigte sich, ob ich schon da sei,

sprach mir auf's Herzlichste Muth ein: doch war ich gerade jetzt sehr kleinmüthig. Es wurde mir die Thüre bezeichnet, durch welche ich zur Audienz eintreten würde: ich möchte mich vorsehen, daß Se. Majestät mich nicht überraschten.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren: „Se. Majestät der König!" rief der Flügel-Adjutant und entfernte sich. Mit einem Schlage war Alles still in mir, und mit einer Ruhe und Sicherheit, die nicht mein eigen Werk war, trat ich in das Audienzzimmer. Niemand war in demselben zu sehen; ich schaute mich ruhig um; plötzlich stand unser theurer Königlicher Herr dicht vor mir! Derselbe hatte in einer Fenster-Nische gestanden, war rasch vorgetreten. „Sie wollen mich sprechen, mein lieber Herr Doctor; mein Minister-Präsident hat mir von Ihnen schon Liebes und Gutes gesagt; ich freue mich, Sie hier zu sehen; was wünschen Sie denn?" — War ich beim plötzlichen Vortreten Sr. Majestät doch wieder befangen geworden, so nahmen mir diese in der herzlichsten Weise gesprochenen Worte alle Muthlosigkeit, und ich begann sofort meine Sache vorzutragen, während meine beiden Begleiter vor der Thür standen. Nachdem ich mich an das Vaterherz Sr. Majestät im Namen vieler meiner Gemeindeglieder gewandt und der König mit den Worten: „Erzählen Sie, erzählen Sie!" mir Muth gemacht hatte, fuhr ich fort: „Es war im Jahre 1847 —;" — „Also 1847?" — „Ja, Ew. Majestät!" — „Nicht 48?" — „Nein!" — „Also sicher nicht 1848? Nun, fahren Sie fort!" — Und ich fuhr fort, schilderte die Noth, wie sie hier 1847 geherrscht und wie die Meisten im Unverstande jene That begangen. — „Wie haben die Leute sich 1848 gehalten?" — Als ich darauf so ziemlich Gutes berichten konnte, von sehr Vielen aber auch recht Gutes, erwiederte der König: „Ja, dafür habe ich aber auch schon theilweise Gnade geübt!" — Das Wort traf mich wie ein Blitz. „Ja wohl, Ew. Majestät haben schon Gnade geübt; wir sind dafür auch herzlich dankbar! Aber die Leute haben auch schon Jahre lang die Angst der Strafe getragen, haben schon Jahre lang gebüßt, haben mir alle ihre herzlichste Reue ausgesprochen, und die Strafe trifft ja doch auch die Kinder. Der Vater auf dem Zuchthause, das wäscht ein Kind nie ganz ab." Da mit einem Male erfaßte es mich in Mark und Bein; wie ich darauf kam, weiß ich nicht, ich fuhr aber fort: „Ew. Majestät, als ich noch ein kleiner Bauernjunge war und Ew. Majestät hochseliger Vater den Fuß gebrochen hatte, da schon hat mich mein Vater gelehrt, wie ich meines

kranken Königs in meinen Abendgebeten gedenken müßte; diese Liebe ist vom Vater auf den Sohn übergegangen; ich bin mir bewußt, die Liebe zu meinem Könige und Herrn nie und nimmer verletzt zu haben; nun aber bitte ich um so mehr für meine Gemeindeglieder, mit mir bitten Hunderte von Kindern und fassen die Hand Ew. Majestät" — und unser Herrgott gab mir weiter, was ich reden sollte. Se. Majestät der König aber hatte sich dicht zu mir geneigt, sah mich immer näher, immer schärfer an; endlich richtete er sich ganz auf; voll und groß stand ihm eine Thräne im Auge, er sprach: „In diesem Falle werde ich ja wohl Gnade mit Freuden üben können!" — Es trat eine ziemlich lange Pause ein: ich war so erschüttert, daß ich mich erst sammeln mußte. Se. Majestät hoben dann an: „Also Alle haben Ihnen ihre Reue ausgesprochen?" — „Ja Alle, bis auf Drei." — „Bis auf Drei? und wie ist's mit diesen Dreien? Denen kann ich doch keine Gnade zu Theil werden lassen?" — Worauf ich erwiderte: „Der Eine von diesen Dreien hat hartnäckig geläugnet, daß er bei dem Zuge gewesen; er meint, er brauche keine Gnade! Der Zweite ist ein notorischer Säufer, ist betrunken zu mir gekommen, führt sich überhaupt schlecht! Der Dritte, gegen den weiß ich selbst nichts Bestimmtes, doch — und nun sprach ich das Urtheil meiner Gemeinde über den Mann aus, wie solches mir bekannt war. „Für diese Drei bitte ich nicht um Gnade; es wird ihnen gut sein, wenn sie Strafe leiden und die Andern an diesen sehen, daß ein Gesetz da ist." — Se. Maj. brachen ab und erkundigten sich nach hiesigen Verhältnissen; nach der eingehendsten Unterredung hoben Se. Majestät plötzlich an: „Aber die Dreie, ich kann die Drei noch nicht los werden! Wenn Sie zurückkehren, wird Alles sich freuen, und ich kann mir denken, wie Sie werden empfangen werden; da nun aber die Dreie! Es geht nicht, daß diese sollten gar nichts haben, gar nicht sollten sich freuen! Ich kann ihnen ja die schwere Eisenstrafe in leichte Zuchthausstrafe verwandeln!"

Ich dankte im Namen der Drei unterthänigst und wünschte nur, daß diese selbst die Gnade dankbar aufnehmen möchten. Der König ging wieder auf etwas Anderes ein; das dauerte wohl eine Viertelstunde. „Aber nein," brach er plötzlich ab, „es geht mit den Dreien so nicht; die müssen sich auch mit freuen; ich werde auch diesen Dreien die halbe Strafzeit erlassen!" — Ich war überrascht von dieser ganz unerwarteten Wendung, dankte aber nochmals herzlichst. Jetzt ging das Gespräch auf das frühere

Verhältniß unserer Stadt zu Anhalt ein, und hierbei zeigte Se. Majestät eine so genaue geschichtliche Kenntniß, daß ich angst und bange wurde um mein Bischen Wissen auf diesem Felde. Plötzlich hielten Se. Majestät inne, traten dicht an mich heran, legten mir die Hand auf die Schulter und sahen mich mit einem Blicke an, welchen ich nicht schildern kann. „Jene Dreie, mein lieber Herr Doctor — Sie nehmen die Sache so genau, so gewissenhaft, — wenn Sie mir schreiben, daß die Dreie Ihnen auch noch ehrliche Reue beweisen, will ich sie auch noch begnadigen!!"

Ich habe meinen König immer lieb gehabt; daß aber der König von Preußen drei solche Leute also auf seinem Herzen trägt, daß er die Sorge um ihr Wohl und Wehe nicht los werden kann: das hätte ich mir denn doch nicht gedacht! Wie mein tief bewegtes Herz sich in dem Augenblicke aussprach, das brauche ich nicht zu erzählen: es kann sich ja Jeder leicht denken, der selbst ein Preußisches Herz im Leibe hat. Ich fragte zuletzt Se. Majestät, ob nicht meinen beiden Begleitern — da vor der Thür — die Gnade zu Theil werden könnte, daß sie selbst ihren Dank aussprächen, worauf der König erwiderte: „Wir sind jetzt Beide in einer Verfassung, daß wir am besten allein bleiben unter vier Augen; aber sagen Sie Ihren Staßfurthern, daß ich sie und daß ich mein Volk lieb habe.! Ich bin auch ein armer, sündiger Mensch und kann nicht Jedem helfen; aber ich habe den Willen! Sie sollen sich nicht von mir loslügen lassen" — und nun redete der König zu mir, daß mir das Herz heute noch bebt, und so lange Gott einen Athem in mir läßt, wird in meinem Herzen nachklingen, was ich damals aus des Königs Munde und Herzen vernommen habe! Es bedurfte einiger Zeit, ehe ich mich nur etwas wieder sammelte. Als Se. Majestät geendet, wollte ich gehen. Der König redete noch einmal auf's Herzlichste zu mir; mir aber war doch der Muth gewachsen, meine Seele jubelte, wenn's auch noch nicht so recht sich Luft machen konnte! Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, aber ich äußerte: „Ew. Majestät haben jetzt meinen Staßfurthern so große Gnade erzeigt; durch die Gnade Ew. Majestät ist so vielen Kindern bei uns der ehrliche Vater erhalten; ich hoffe zu Gott, daß auch die Kinder diese Gnade nicht vergessen sollen! Ihre Majestät die Königin haben die Kinder so lieb, wir lasen ja so oft davon; meine Kinder in Staßfurth werden hoffentlich mit Ew. Majestät zugleich auch die Königin von Herzen lieb behalten; dürfte ich nicht auch Ihrer Majestät der Königin sagen, daß wir

sie lieb haben?" — Der König war sichtbarlich überrascht durch diese meine neue Bitte: „Ach, das ist prächtig von Ihnen, mein lieber Doctor, prächtig! Sie sollen dies Ihrer Majestät sagen! Gehen Sie einstweilen nur hinüber zum Hofmarschall Grafen v. Keller und sagen Sie, daß ich wünsche, daß Sie um 1 Uhr bei Ihrer Majestät Audienz hätten! Sie kommen denn ja wohl noch wieder her!" — Und ich ging hinaus in überglücklicher Stimmung: ob's meine beiden Begleiter auch gar nicht fassen konnten, daß sie ganz begnadigt seien, ich gemahnte sie, nur nach dem Gasthof zu gehen, ich würde erst noch Audienz bei Ihrer Majestät der Königin haben. Als wir schon unten auf der Treppe waren, wurde ich plötzlich zurückgerufen, Se. Majestät wollten mich noch einmal sprechen! Hatte jetzt in meiner Seele voller, überströmender Jubel geherrscht, so machte mich dieser Rückruf dermaßen befangen, als ob Alles wieder fraglich geworden, daß ich mit der größten Beklommenheit wieder in das Audienzzimmer trat. Kein Mensch war im Saale! Plötzlich öffnete sich eine Thür, die ich gar nicht bemerkt hatte: „Hier, mein guter, lieber Doctor, hier haben Sie Ihre Königin!" sprach der eintretende König, indem er die Königin hereinführte. Das erste und einzige Mal in meinem Leben, daß ich alle Fassung verlor! Ich konnte kein Wort sprechen; endlich sagte ich: „Ew. Majestät haben so viel von dem Undanke der Menschen zu leiden gehabt; ich schätze es als die glücklichste Stunde meines Lebens, daß ich jetzt Ew. Majestät sagen kann, daß Sie auch dankbare Leute im Lande haben, die Sie von Herzen lieb haben!" Was ich weiter gesprochen, kann sich Jeder leicht denken, wenn er sich in meine damalige Lage recht versetzt.

Um 10 Uhr hatte meine Audienz begonnen, $2^1/_2$ Uhr Nachmittags kam ich auf meine Stube zurück. Da haben wir vor Allen Dem gedankt, der da spricht: „Ich will euch geben, was ihr reden sollt!" Wie der Herr Minister-Präsident mich dann noch mit großer Gnade überhäuft, wie meine Begleiter die Zeit der Abreise nicht abwarten konnten, sondern vor mir schon nach Hause eilten; wie ich hier empfangen und wie wir am nächsten Sonntage uns im Hause des Herrn allesammt sammelten um das Wort: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!" — das Alles liegt in meinen Pfarracten getreulich niedergeschrieben. Da mag es ruhen! Was ich aber hier mitgetheilt, das habe ich darum erzählt, auf daß jeder

Preuße einen Blick in das Vaterherz unseres lieben heimgegangenen Königs thun möge.

Randzeichnungen zu dem Bilde Friedrich Wilhelm III.

(Fortsetzung.)

7. Vor Gott sind wir Alle gleich!

Bei seiner Anwesenheit in Paris besuchte der König jeden Sonntag die protestantische Kirche. Das erste Mal war er, wie sein Adjutant, in Civilkleidern. Letzterer befragte sich nach dem vornehmsten Sitze in der Kirche, und als man ihm die Bank der Mitglieder des Consistoriums gezeigt hatte, führte er den König dorthin.

Der König nahm Platz. Die Mitglieder des Consistoriums stellten sich erst später ein und waren verwundert, auf ihren Sitzen einen Fremden zu finden. Sie benahmen sich dabei auch nicht besonders freundlich, suchten vielmehr ihre Rechte zu bewahren und breiteten daher absichtlich sich so sehr auf ihrer Bank aus, daß der König ganz in die Ecke und in die Enge getrieben wurde.

Der Adjutant saß auf der zweiten Bank und bemerkte die Ungezogenheit der Herren Consistorialen. Erst war er unentschlossen, was er zu thun habe; aber bald wandte er sich an den ihm zunächst Sitzenden und bat ihn, dem Fremden einen bequemen Sitz einzuräumen, denn es sei der König von Preußen.

Da ging die Nachricht von der Nähe des siegreichen Königs von Munde zu Munde und erschrocken und beschämt zugleich, daß sie so wenig auf ihn Rücksicht genommen hatten, schickten sie sich an, die Bank auf das Schleunigste zu verlassen. Das bemerkte der König. Er winkte ihnen, zu bleiben und ihre Plätze wieder einzunehmen, indem er sprach:

„Vor Gott sind wir Alle gleich!"

8. Es darf keine Ausnahme gemacht werden.

Wenn ein Offizier heirathen will, so muß er um den Consens — d. h. um die Erlaubniß dazu — nachsuchen. Dieser Consens wird in der Regel verweigert, wenn der Offizier nicht nachweisen kann, daß er mindestens jährlich 500 Thlr. Einnahme

hat. Ein Lieutenant suchte nun einst auch um die Erlaubniß zu heirathen nach, allein er wurde abschläglich beschieden. Er wandte sich zum zweiten Male an den König und fügte bei, daß er und seine Braut an Sparsamkeit gewöhnt seien und sie mit seiner Einnahme auskommen würden, ohne Schulden und auch ohne dem Offizierstande Schande zu machen. Sein ganzes Lebensglück hänge von dieser Verbindung ab; deshalb möchten Se. Majestät nur für diesmal eine Ausnahme machen und allergnädigst den Consens ertheilen.

Der König schlug ihm sein Gesuch zwar nochmals ab, weil von dem bestehenden Gesetze keine Ausnahme gemacht werden könne, allein neben diesem offiziellen Schreiben empfing er noch ein Privatschreiben, in welchem zu lesen war: „Da sein Lebensglück von der Heirath abhinge und er nach seinem eigenen Geständnisse noch weit bis zum Capitain habe, so hätte des Königs Geheimer Kämmerer Timme den Befehl erhalten, ihm jährlich, bis er zum Capitain avancirt sei, aus königlicher Chatoulle so viel zuzulegen, daß er eine jährliche Einnahme von 500 Thalern habe, und solle er sich, mit Bezugnahme auf diese seine vollständige Einnahme, nun nochmals um den Heiraths-Consens bewerben, worauf ihm solcher nicht weiter vorenthalten werden würde."

9. Der größte Sieg — der sich selbst besiegt.

Der General von Witzleben traf einst den König in einer sehr großen Aufregung, die er an dem sonst so ruhigen Monarchen nicht gewohnt war. Als er sein Befremden darüber äußerte, sprach der König: „Da, lesen Sie diesen Brief! das ist zu arg!" v. Witzleben nahm den Brief, las ihn und konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen. Ein pensionirter Offizier machte dem Könige in den gewöhnlichsten Ausdrücken die gröbsten Vorwürfe. Er sagte in seinem Schreiben unter Anderm, „daß er nicht in das allgemeine Lob der Zeit einstimmen könne, wo man den König von Preußen den Gerechten nenne; er habe schon seit geraumer Zeit um eine Anstellung nachgesucht und sei immer abschläglich beschieden worden. Mit Treue habe er dem Könige und dem Vaterlande gedient, und man lasse ihn jetzt in der größten Dürftigkeit schmachten." — „Untersuchen Sie diese Angelegenheit!" sagte der König zu dem edlen v. Witzleben. Der General gab sich alle Mühe, der Sache auf den Grund zu kommen.

Schon Tags darauf berichtete der General, der den Gang der Sache möglichst beschleunigt hatte, dem Könige, daß der

Offizier sich wirklich in einer sehr traurigen Lage befinde, da er unglücklicher Weise, so oft er sich um einen Posten beworben, stets mit solchen Bewerbern zusammen getroffen wäre, welche größere Berechtigungen und Befähigungen zu der Stelle gehabt hätten, als er. Das sei der Grund, warum er unversorgt geblieben. Doch müsse natürlich wegen seines rücksichtslosen Schreibens ein strenges Verfahren gegen ihn eingeleitet werden.

Der König hatte mit gespannter Aufmerksamkeit den Bericht des Generals angehört und erwiderte ihm nun:

„Nein, ich habe mich besonnen! Der Mann ist entweder in Folge seines Unglücks sehr krank, und dann dürfen wir nichts gegen ihn unternehmen; oder er ist in seinem Rechte gegen uns, und dann hätten wir sogar schwere Verschuldung. Stellen Sie ihm also diese 100 Friedrichsd'or von mir zu und lassen Sie ihn wissen, daß für seine Anstellung gesorgt werden wird."

Diese That redet für sich selbst. Der König war in hohem Grade durch ein so rücksichtsloses Schreiben beleidigt worden; im ersten Augenblicke wallte sein menschlicher Zorn auf: aber seine Ruhe, seine Milde, seine Menschenfreundlichkeit ließen es nicht zu, daß der Zorn Herr über ihn wurde. Er sammelte feurige Kohlen auf dem Haupte seines Beleidigers.

10. Menschenfreundlichkeit.

Als im Jahre 1835 der Großfürst Michael von Rußland und der Prinz Friedrich der Niederlande nebst ihren Gemahlinnen bei dem Könige zum Besuch waren, gab ihnen dieser an einem Sonntage im Schlosse zu Charlottenburg ein großes Diner (Mittagsmahl), bei welchem alle Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses zugegen waren. Obschon von diesem Diner nichts bekannt geworden war, so befanden sich doch an jenem Tage viele Berliner in Charlottenburg, denn diese pflegen überhaupt diesen anmuthigen Ort oft, besonders Sonntags, zu besuchen, und unterlassen dann nie, auch in dem schönen Schloßgarten zu lustwandeln, da der Zutritt zu diesem Niemandem verwehrt wird.

Um indessen zu großen Zudrang abzuhalten, war in einer ziemlichen Entfernung vom Schlosse um dasselbe eine Scheidelinie gezogen, welche dasselbe von dem übrigen, dem Publikum freigegebenen Theile des Gartens trennte. Diese Scheidelinie bestand in kleinen Pfählen, welche mit Seilen in der Stärke eines halben Zolles verbunden waren. Vor dem Schlosse aber standen ein

paar Soldaten der Kronengarde, Veteranen, Wache. — Sehr natürlich war es, daß an jenem Sonntage die in Charlottenburg angekommenen Fremden sich um so mehr dem Schlosse zu nähern suchten, als sie nach und nach sämmtlich erfuhren, daß der König und seine Gäste in den Zimmern zu ebener Erde zu Tafel säßen. Kaum hatte der König die Fernstehenden bemerkt, als er seinen Sitz bei Tafel verließ, die Thür öffnete und dem wachthabenden Krongardisten zurief: „Die Seile fort, damit die Leute heran können!"

Die Stricke wurden entfernt, und die Menge ließ die erhaltene Erlaubniß nicht unbenutzt. Nach aufgehobener Tafel fuhren die fürstlichen Gäste in kleinen Droschken, der König an der Spitze mit der Großfürstin, durch die breiten Alleen des Gartens, und das zahlreiche Publikum hatte Gelegenheit, Alle noch näher zu sehen.

Wahre Ehre.

Suchst du die wahre Ehre?
Dein Herz vergesse nicht
Der Weisheit hohe Lehre:
„Sie wohnt bei treuer Pflicht!"

Nur der ist recht geehrt,
Den sein Bewußtsein adelt;
Ob ihn die Menge tadelt, —
Er ist Gott lieb und werth.

Die Lerche.

Simon, ein siebzigjähriger Landmann, war in steter Gottesfurcht und Arbeitsamkeit alt geworden. Seine silberweißen Haare waren eine rechte Ehrenkrone für ihn; denn er hatte sie gefunden auf dem Wege der Gerechtigkeit, und er war deshalb und seiner Klugheit und vielen Erfahrungen wegen überall geliebt und geehrt, und von Jung und Alt mit Recht „Vater Simon" genannt. An einem heitern Frühlingsmorgen, da die Blumen und Pflänzlein des Feldes schon blühten, und das freundliche Lied

der Lerche die Freuden des jungen Lenzes verkündete, pflügte Simon für die kommende Sommersaat seinen Acker, und er war noch so munter, wie Mancher in den Jahren der Jugend nicht ist, und dabei freundlich wie die neubelebte Natur um ihn her.

Neben ihm wandelte Stephan, ein junger und redlicher Mann, welcher vor Kurzem die Wirthschaft des Hauses übernommen hatte; denn es waren ihm seine Eltern gestorben.

„Vater Simon!" so sprach er, „mein Herz hat Dich allezeit verehrt; denn Du verstehst, zu rathen und klugen Bescheid von mancherlei Dingen zu geben; auch hast Du viele Jahre hindurch die Mühe des Lebens erfahren und gewirthschaftet im Segen; denn Gottes Hand war sichtbar mit Dir! — Sieh', ich bin noch jung und des weisen Rathes der Alten bedürftig. Wohlan denn, so sage mir: Was muß ich thun, damit mein Leben ähnlich dem Deinigen werde, und daß Gottes Segen auch in meinem Hause einkehren möge?"

Da zeigte ihm Vater Simon hinauf gegen den Himmel, und sprach: „Du lieber Sohn meines seligen Nachbars, siehst Du sie dort in hoher Luft schweben, die muntere Lerche? Sie lehrt Dich, was Du von mir begehrst! — Sieh', in dem Acker sucht sie ihre Nahrung, und sie lebt und webt zwischen den Furchen der Erde, aber sie schwingt sich auch singend zum Himmel empor und jubelt ihr Lied, und läßt sich dann wieder zur Erde hernieder. — Also, mein Stephan, ist auch jeglichem Menschen, er mag Bürger sein oder Bauer, auf und zwischen der Erde sein Tagewerk beschieden, Jedem auf seine und Jedem auf andere Weise. Da soll denn auch der Mensch treulich die Hand an sein Werk legen und sich nicht verdrießen lassen der Mühe; denn es steht geschrieben: „Du sollst Dir Dein Brod im Schweiße Deines Angesichts verdienen." Aber von der Erde soll er sein Herz zu dem Himmel erheben und beten mit Andacht; denn die Kraft und der Segen kommen von oben herab, und dann — mag er wieder neugestärkt schalten und walten. Unter Arbeit und Gebet wird auch Dein Leben schön und im Segen dahinfließen; denn es bleibt ewig wahr, was das Sprüchwort sagt:

Arbeit mit Gebet verbinden,
Macht uns Gottes Segen finden."

Vater Simon griff nun wieder an seinen Pflug, Stephan aber dankte ihm mit gerührter Seele für die lehrreichen Worte, und bewahrte sie sorgfältig in seinem Herzen.

Was dem großen Alexander in Afrika begegnete.

(Aus der rabbinischen Weisheit.)

„Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr."

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brod vor. — Esset Ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher: genießbare Speisen hättest Du in Deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist Du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hierher gelockt, sprach Alexander; aber Eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiderte jener, so weile denn bei uns, so lange es Dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein: denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut sammt Allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte; und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und Du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! Dein Sohn soll Deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiderte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in Eurem Lande ausgefallen sein? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwunderung... Scheint Euch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird

wohl das allgütige Wesen um dieser unschuldigen Thiere willen in Eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

Segen und Unsegen eines Hauses.

Ich bin jung gewesen und bin alt worden, und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen auch gehe. Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen sehen, ich sah sie Männer werden, Kinder und Kindeskinder zeugen, und nun habe ich von meinem Alter alle bis auf sieben zu Grabe begleitet. Gott, du weißt meine Stunde, wann ich meinen Brüdern folgen soll! Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret dein, o Herr! Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blüht, am Abend aber verwelkt (Ps. 103, 15—18. 13, 6.). O Herr, unser Herrscher! du bist gnädig den Menschen, die auf dich trauen; darum hoffet meine Seele auf dich. Aber der Weg des Sünders führt zum Verderben. — Kinder meines Dorfes, o ihr Lieben, lasset euch lehren, wie es den Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trotzten und ihre Liebe für nichts achteten; und allen, allen ist es übel gegangen am Ende. Ich kannte des unglücklichen Uly's Vater; ich habe mit ihm unter einem Dach gewohnt, und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte, und in meinem Leben werde ich es nicht vergessen, wie der alte, arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte. Ich sah den bösen Buben bei seinem Begräbniß lachen. Kann ihn Gott leben lassen, den Bösewicht? dachte ich. Was geschah? Er nahm ein Weib, das viel Gut hatte, und er war jetzt im Dorf einer der reichsten und ging in seinem Stolz und seiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel, und Niemand auf Erden über ihm wäre. Ein Jahr ging vorüber, da sah ich den stolzen Uly bei dem Begräbniß seiner Frau heulen und weinen. Ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben, und er war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armuth stahl er, und ihr wisset, welch' ein Ende er genommen hat. Kinder, so sah ich immer, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist! — Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen. Es ist ihnen wohl bei dem, so sie haben. Bei Wenigem

ist ihnen wohl, und bei Vielem sind sie genügsam. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihrem Herzen, das ist das Theil ihres Lebens. Sie genießen froh das Ihrige, und begehren nicht, was ihrem Nächsten gehört. Der Hochmuth plagt sie nicht, und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; daher sind sie immer frommer und zufriedener und mehrentheils auch gesünder, denn die Gottlosen. Sie besitzen auch des Lebens Nothwendigkeit sicherer und ruhiger, denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer und hilft ihnen. — Kinder meines Dorfes und ihr Lieben! ich sah viel fromme Arme auf ihrem Todbette, und ich habe nicht gefunden, daß einer, ein einziger von allen dieser Stunde sich über seine Armuth und über die Noth seines Lebens beklagte. Alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben genossen hatten. — O Kinder meines Dorfes! werdet doch fromm, und bleibet einfältig und unschuldig! Ich habe gesehen, wie das schlaue und arglistige Wesen einen Ausgang nimmt. Vogt Hummel und seine Gesellen waren weit schlauer, als alle andern; sie wußten immer tausend Dinge, davon uns andern nichts träumte. Das machte sie stolz, und sie glaubten, der Einfältige sei nur darum in der Welt, daß er ihr Narr sei. Sie fraßen einige Zeit das Brod der Wittwen und Waisen, und tobten und wütheten gegen die, so nicht ihre Kniee bogen vor ihnen. Aber ihr Ende hat sich genähert. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und der Waisen Seufzen. Er sah die Thränen der Mütter, die sie mit ihren Kindern weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten; und der Herr im Himmel half dem Unterdrückten und dem Waisen, der keine Hoffnung mehr hatte, zu seinem Rechte zu gelangen.

(Aus Pestalozzi, Lienhard und Gertrud.)

Zwei Räthsel.

Du findest mich beim Bürger und beim Bauer,
Doch siehst Du mich nie bei dem Edelmann,
Du triffst mich bei dem Bäcker und dem Brauer,
Doch nicht in Städten und in Hütten an.

März und April kann mich Dir farbig zeigen,
Vergebens suchst Du mich im Blüthenmai,
Zwar bin ich allen Kaisern eigen,
Doch ist Napoleon von meinem Einfluß frei.

Ich biete Dir in Gründen und in Thälern,
Doch nicht im Veilchenthal mein Dasein dar;
Du wirst in Deinen großen Fehlern,
Doch nicht in Deinen Sünden mich gewahr.

Noch eh' Du stirbst, ererbten mich die Erben,
Doch Sohn und Enkel wissen nichts von mir,
Du siehst mich nur in Deinem Sterben,
Denn fremd bleib' ich im ganzen Leben Dir!

Ich wohne im Kerker, verschlossen und enge,
Doch wenn ich die purpurne Oeffnung zersprenge,
So holt mich kein Läufer, kein Wettrenner ein;
Ich werde gesungen, gepredigt, gesprochen,
Ich werde geschrieben, gehalten, gebrochen,
Dem bin ich zu grob, und jenem zu fein.

Kaum bin ich geboren, so muß ich schon sterben,
Doch kann ich den Ruhm der Unsterblichkeit erben,
Wie Friedrich und Hermann und Schiller und Tell.
Ich wecke die Liebe, ich reize zum Zanke,
Mein Vater ist Kopf — meine Mutter Gedanke;
Sie zeugen der Kinder gar häufig und schnell.

Willst Du, Freund Leser, die zwei ersten Zeichen
Gefälligst verwechseln, jedoch nicht streichen,
So wohnest und lebst Du und webst Du in mir.
Auf mir liegst Du schlafend, auf mir stehst Du wachend,
Ich dulde Dich weinend, ich trage Dich lachend,
Und trenne mich selbst nicht im Grabe von Dir.

Auflösung: 1. Der Buchstabe r. 2. Rede — Ertrage.

Der Name Gottes.

Es traten zu einer Zeit die Weisesten des Landes zusammen, um zu berathen und zu entscheiden, mit welchem Namen Gott am meisten geehrt und am würdigsten dargestellt würde.

Einige meinten, man sollte ihn den „Gott der Macht" nennen, weil er der Bewältiger des Meeres und der Gebieter der Stürme und der Lenker der Schlachten sei.

Andere sagten, er solle der „Gott des Reichthums" heißen, weil die Erde voll sei von seinen Schätzen, und Alles, was da lebt und webt, Leben und Gedeihen von ihm habe. Wieder Andere schlugen vor, man solle ihn den „Gott der Weisheit" nennen; denn Reichthum und Macht seien ja in der Hand Gottes und darum heilsam und segenbringend, weil er sie zum Nutzen und Frommen zu gebrauchen wisse.

Zuletzt, als alle Uebrigen ihre Aeußerung gethan, wurde noch der Aelteste unter ihnen, der bisher still geschwiegen, um seine Meinung gefragt. Dieser aber bat sich Zeit aus bis auf den folgenden Tag, um der Sache weiter nachsinnen zu können.

Des andern Tages, als er wieder gefragt wurde, sprach er: „Je mehr ich nachdenke, was Gott sei, und welcher Name ihm vor Allem gebühre, desto weniger kann ich's erforschen. Verwilligt mir noch einen Tag!

Man verwilligte ihm noch einen Tag zu weiterem Bedenken, und der Alte unterzog sich demüthig dem Auftrag.

Als nun am dritten Tage die Versammlung wieder gehalten wurde, trat der Greis mit verklärtem Angesicht unter sie, und öffnete den Mund und sprach: „Vernehmet, was mir in einer heiligen Stunde geoffenbart wurde. Indem ich die Nacht wieder der Betrachtung obliegen wollte, wie ich seit zwei Nächten gethan, kam mir der Gedanke in den Sinn, daß doch Gott nur allein wissen könne, was er sei, und der Mensch nur so weit, als es ihm Gott offenbare. Dieses bedenkend, warf ich mich auf die Kniee und harrete im brünstigen Gebete wohl drei Stunden lang. Und Gott erhörte mein Flehen. Denn es erschien mir ein Jüngling in schneeweißem Gewande, mit Strahlen um sein Haupt und mit einem Bildniß auf der Brust.

Und er deutete auf das Bildniß. Erlaßt mir die Beschreibung; denn mein Mund kann nicht aussprechen, was mein Auge gesehen. Dies Eine vernehmt: Die Gestalt streckte die Rechte aus, als verheiße sie; und sie hielt die Linke dar, als erwarte

sie; und wo das Herz schlägt, da war die Brust frei und offen; und aus dem milden Antlitz, welches gegen das bewegte Herz sich senkte, sprach es in einer nur dem Herzen verständlichen Sprache: „Ich verzeihe!“ — — Da ward es mir mit einem Male klar und gewiß, mit welchem Namen Gott am würdigsten genannt werden solle. Denn indem ich mein und der Menschen Leben vor den Augen meines Geistes vorübergehen ließ, gewahrte ich überall Spuren und Zeichen, wie Gott den Frommen Glück und Segen verheiße, die Sünder zur Buße und Bekehrung erwarte, und die Unbill und den Undank, den ihm die Menschen erweisen, gern verzeihe. Und darum — so schloß der Greis die Rede — ist und sei sein Name „der Gott der Gnaden.“

Die Versammlung gab Beifall und faßte den Beschluß, daß alsbald dem ganzen Volke verkündet werde: Es gäbe keinen Namen, der Gott mehr ehrte und Gottes würdiger wäre, als der Name: **Gott der Gnaden!**

Sei stille zu Gott!

Sei still zu Gott! Wer in ihm ruht,
Hat immer heitern Sinn,
Und geht mit frischem freiem Muth
Leicht durch das Leben hin.

Sei still im Glauben, grüble nicht,
Wo Grübeln Dir nicht frommt;
Erschließe Dich dem reinen Licht,
Das still von oben kommt.

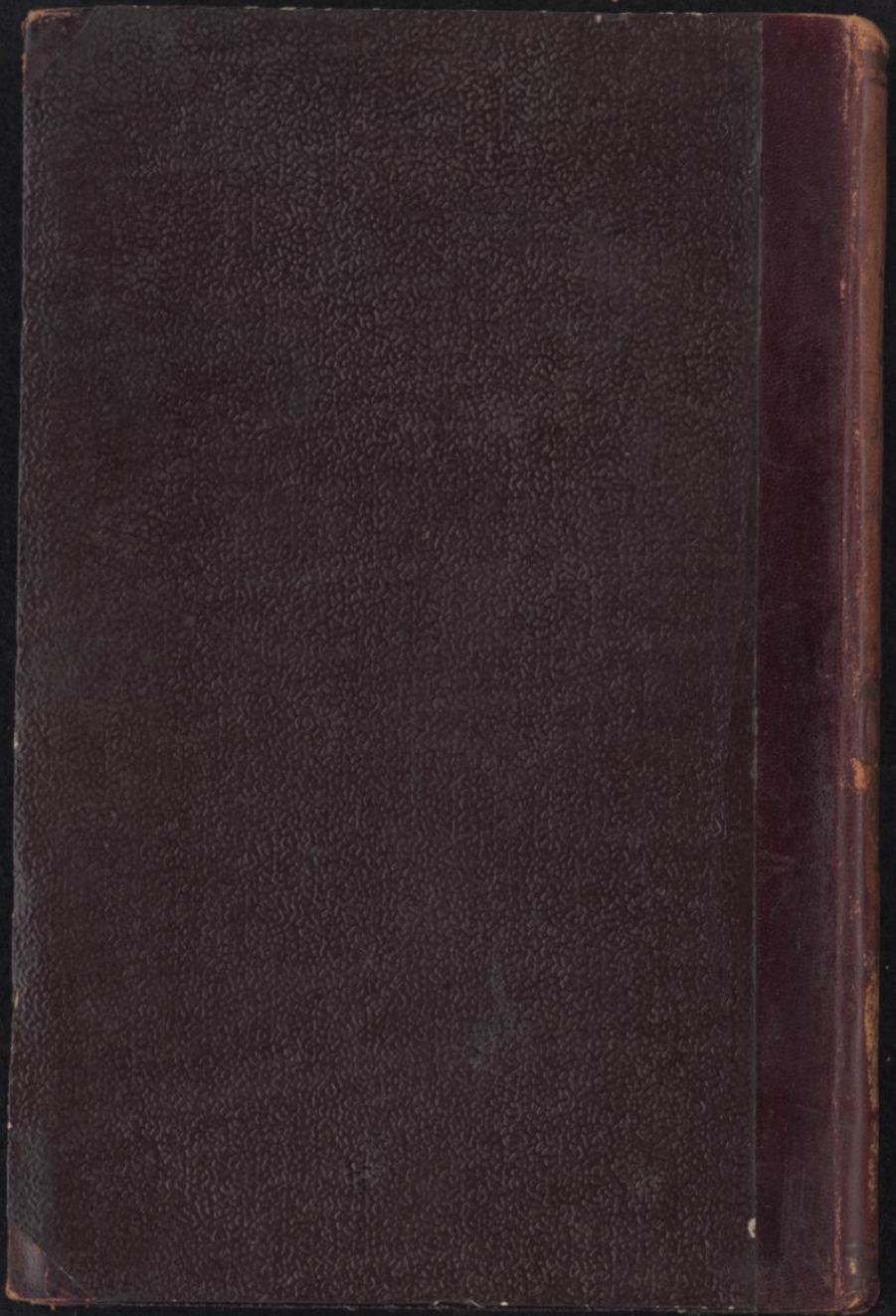
Sei still in Liebe, sei wie Thau,
Der still vom Himmel sinkt
Und Morgens auf der grünen Au
In tausend Kelchen blinkt.

Sei still im Wandel, jage nicht
Nach Reichthum, Ehr' und Macht;
Wer still sein Brod in Frieden bricht,
Den hat Gott wohl bedacht.

Sei still in Leiden: „wie Gott will!“
Laß Deinen Wahlspruch sein,
Und halte seinen Schlägen still,
Prägt er sein Bild Dir ein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf